

Erscheint täglich außer Sonntags.
Zugleich Abendausgabe des „Vorwärts“. Bezugspreis
beide Ausgaben 85 Pf. pro Woche, 3,60 M. pro Monat.
Redaktion und Expedition: Berlin SW 68, Lindenstr. 3

Spätausgabe des „Vorwärts“

Anzeigenpreis: Die einspaltige Nonpareilzeile
80 Pf., Reklamezeile 5 M. Ermäßigungen nach Tarif.
Postschickung: Vorwärts-Verlag G. m. b. H.,
Berlin Nr. 37 536, Fernsprecher: Dönhoff 292 bis 297

Der Marsch der roten Jugend.

Das Hohe Lied der Arbeitersolidarität in Wien.

Unser die Jugend!

Wien, 15. Juli. (Eigenbericht.)

Wo ist der Dichter, wo der Maler, der diesen Fackelzug der internationalen Arbeiterjugend vom Sonnabendabend, den Fest- und Siegeszug vom Sonntag schildern und wiedergeben könnte? Wer schildert diese Sommernacht und diesen wahren Sonntag, diesen Rausch der Farben und der Freude, diesen Jubel der Jugend und diese Anteilnahme und Hingabe der Zuschauer? An beiden Tagen, am Sonnabend und am Sonntag, zogen die jugendlichen Demonstranten je 2 1/2 Stunden lang an Hunderttausenden von Begeisterten, an der Bevölkerung des roten Wien, an einem ganzen Volk vorbei, die weite breite Stadt in ein Meer der Kraft und Begeisterung einhüllend, sie von einem Ende bis zum anderen mit einem gewaltigen Brausen erfüllend.

Was wir an diesem Abend und dem folgenden Morgen sahen, war ein Wunder der Organisation, das Wunder der sozialistischen Idee, der Triumpf der internationalen Sozialdemokratie.

Gleich dem schönsten Märchen aus 1001 Nacht stieg am Sonnabendabend die Jugend und die Zukunft Europas von der „Hohen Warte“ Wiens herab und ergoß sich in die Stadt, im Taft ihrer Lieber, mit der Wucht ihrer Sprechöhre, in der Kraft und Schönheit ihrer Jahre, in glühendem Fackel- und Fahnglanz. Wie eine glühende Schlange wälzt sich der Zug an den beiden Seiten des Donaufanals entlang, und das Wasser glänzt und gleißt wie Gold. Immer näher rückt es heran, in rhythmischen Bewegungen, und verleiht die spalterbildenden Massen in einen unbeschreiblichen Taumel. Das winnt und jubelt, das grüßt und singt und ruft und marschiert, und es ist, als wäre plötzlich eine neue Welt geboren, die die Nacht zum Tag gestaltet und der Menschheit ein neues Licht vom Himmel geholt habe. Um 9 Uhr abends hat es begonnen, und als die Spitzen des von zwei Seiten heranrückenden Zuges das lichtumflutete Rathaus berühren, ist es Nacht, und die Glocken verkünden Mitternacht, und noch immer zieht und rauscht es vorbei, jubelt und singt dieses bealückende und nie erschöpfende Erlebnis dem jungen Tag entgegen. Er raubert es noch einmal und führt es zu einem noch höheren Gipfel.

An diesem Sonntag beginnt es an demselben Platze, wo der Abend endete: am Rathaus. Nur ein Bruchteil der Jugendlichen findet um 9 Uhr morgens Platz, als Fansaren und Chöre den Reigen einleiten. Dann erscheinen auf der Tribüne Fritz Adler im Auftrage der Sozialistischen Internationale, Citrin, London im Auftrage der Gewerkschaftsinternationale und Otto Bauer für die österreichische Sozialdemokratie, um der Jugend ihren Gruß zuzurufen. In historischer Stunde und auf historischem Platze, so sagt Fritz Adler, finden wir uns hier zusammen. Heute ist der Jahrestag der großen französischen Revolution von 1789. Sie fortzuführen, gilt unser Schwur.

Am 14. Juli 1889 trat die erste sozialistische Internationale zusammen und schrieb die Marseiler und den Achtstundentag auf ihre Fahne. Hier ist der Platz, auf dem die Wiener Arbeiterklasse ihren Kampf um das Recht begonnen hat. Der Kampf von heute gilt der Erhaltung der Demokratie, der Verteidigung der Republik, der Erreichung des Sozialismus. Deshalb: die Internationale über alles, über alles in der Welt!

Der Engländer Citrine begrüßte die Jugend im Auftrage von 14 Millionen organisierter Arbeiter, die sich in der Internationale der freien Gewerkschaften zusammengeschlossen haben. Krieg, Militarismus und Faschismus sind heute die schlimmsten Übel, denen wir zu begegnen haben. Citrin sagt es in seiner Muttersprache und schließt seine Rede mit dem einen deutschen Wort, das millionenfach in diesen Tagen Wien durchzittert, von allen verstanden wird und in allen Herzen widerklingt, das eine große Wort der österreichischen Arbeiter: **Freundschaft!**

(Fortsetzung auf der 2. Seite.)

Die Jugend marschiert über die Ringstraße.



Die gewaltige Sonntagskundgebung.

(Eigenes Bildtelegramm.)

Russisches Ultimatum an China.

Dreitägige Frist.

Der russisch-chinesische Konflikt, auf dessen Bedeutung und Gefährlichkeit wir in der Sonntagsausgabe des „Vorwärts“ ausführlich hingewiesen haben, hat sich inzwischen bedeutend zugespitzt. Die Moskauer Regierung hat durch ihren Botschafter Karachan der chinesischen Regierung eine scharfe Protestnote überreichen lassen, die durch ihre dreitägige Befristung den Charakter eines Ultimatums trägt.

Die Note bezeichnet das Vorgehen der chinesischen Behörden in der Mandschurei als die „größte Verletzung unzweideutiger Verträge“ und die durch dieses Vorgehen geschaffene Lage als „außerordentlich ernst“.

Die Note erinnert daran, daß Rußland „wiederholt Beweise seiner Friedensliebe und freundschaftlichen Haltung gegenüber China“ im Kampfe um die Abschaffung der Diktatoverträge und um die Wiederherstellung der chinesischen Souveränität gegeben und als erstes durch Vertrag auf alle Sonderprivilegien der ausländischen Staaten verzichtet habe. Hinsichtlich der chinesischen Ostbahn hätte die Sowjetregierung wiederholt ihr Bereitwilligkeit zur freundschaftlichen Regelung aller Streitfragen angeboten, zuletzt in einem Telegramm vom 11. Juli, das aber ebenso wie frühere Angebote unbeantwortet geblieben sei. Die chinesischen Behörden betrachteten diese Haltung Rußlands anscheinend als einen Ausdruck der Schwäche. Demgegenüber betonte die Sowjetregierung, daß sie über hinreichende Mittel verfüge, um die gesetzlichen Rechte der Völker der Sowjetunion vor jedweden gewaltsamen Angriffen zu schützen.

Der Schluß der Note lautet:

„Ihrer Friedenspolitik treu bleibend, gibt die Sowjetregierung trotz der provokatorischen Gewaltmaßnahmen der chinesischen Behörden nochmals ihre Bereitwilligkeit kund, mit China in Verhandlungen über den gesamten, die chinesische Ostbahn betreffenden Fragenkomplex einzutreten. Solche Verhandlungen wären jedoch nur möglich, wenn die verhafteten Staatsangehörigen der Sowjetunion unverzüglich freigelassen und sämtliche gesetzwidrigen Handlungen der

chinesischen Behörden rückgängig gemacht würden. Dementsprechend schlägt die Sowjetregierung vor:

1. Unverzüglich wird eine Konferenz zur Regelung aller die chinesische Ostbahn betreffenden Fragen einberufen.

2. die chinesischen Behörden machen unverzüglich sämtliche die chinesische Ostbahn betreffenden Willkürmaßnahmen rückgängig.

3. Alle verhafteten Sowjetbürger werden unverzüglich freigelassen. Die chinesischen Behörden stellen alle Verfolgungen und Schikanen gegenüber Staatsangehörigen und Einrichtungen der Sowjetunion ein.

Die Sowjetregierung rät der Regierung von Mukden und der Nationalregierung von China, die ersten Folgen zu bedenken, die sich aus einer Ablehnung dieser Vorschläge der Sowjetunion ergeben würden. Die Sowjetregierung erwartet innerhalb von drei Tagen eine Antwort der chinesischen Regierung auf ihren Vorschlag. Falls sie keine befriedigende Antwort erhält, wird sie genötigt sein, zu anderen Mitteln zur Wahrung der gesetzmäßigen Rechte der Sowjetunion zu greifen.

Englische Blätter melden aus China, daß die Maßnahmen der chinesischen Behörden der Mandschurei anscheinend ohne Wissen der chinesischen Zentralregierung in Nanking erfolgt seien und sogar ohne Wissen des Gouverneurs der Mandschurei, Tschang Süliang. Das letztere klingt allerdings sehr unwahrscheinlich. Vielmehr erklärt der chinesische Präsident der Ostbahn in Charkow, daß er auf Veranlassung der Mukdener Regierung vorgegangen sei, weil die Sowjetregierung das Bahnabkommen von 1924 verschiedentlich verletzt habe. Er hoffe, daß Rußland die ihm von chinesischer Seite unterbreiteten Vorschläge in Erwägung ziehen werde.

Gestern fanden in allen großen russischen und sibirischen Städten große Protestkundgebungen vor den chinesischen Konsulaten statt. Die japanische Regierung hat eine Vermittlung vorläufig abgelehnt.

Der Tag von Wien.

(Fortsetzung von der 1. Seite.)

Otto Bauer folgt und erinnert an den 15. Juli 1927, als die österreichische Reaktion das Blut der Wiener Arbeiter vergoß. Er gedenkt der von ehrlosen Despoten in Italien, Lettland und Jugoslawien zurückgehaltenen Arbeiterjugend, die wir wieder an dem Tage bei uns sehen werden, an dem sie über die Trümmer des gestürzten Faschismus hinwegschreiten wird. Der Redner grüßt die englische Arbeiterschaft, die große Hoffnung des internationalen Proletariats, und er grüßt die deutsche Arbeiterschaft, die kein Anschlußverbot hindern kann, sich eins zu fühlen mit ihren österreichischen Klassengenossen. Drei Grafen und drei Generale haben vor 15 Jahren dicht in dieser Nähe die Welt in Flammen gesetzt.

Der heutige Tag soll uns die Kraft geben, daß uns kein Graf und kein General je wieder gegeneinander führen kann, und daß wir von San Franzisko bis zu den Kluis nach Bombay und über die ganze Welt die gesamte Arbeiterklasse aller Länder in der Internationale des Sozialismus vereinen.

Mit dem Rufe: „Freundschaft! Krieg dem Kriege!“ schließt die Kundgebung. Der Fest- und Kampfeszug setzt sich in Bewegung, marschiert über den Ring zum Prater. Friß Adler, Crispian, Citrin, Löbe, Otto Bauer und der Bürgermeister des roten Wien, Seitz, führen die Spitze, umrandet vom Jubel der Hunderttausende, die die Straßen säumen. Am Ende des Stadtringes schwenkt die Spitze und die Ehrengäste mit der Fahne der Jugendinternationale ab und lassen den Zug vorbeikommen. 2 1/2 Stunden lang zieht er vorüber, 2 1/2 Stunden lang marschiert und marschiert in Zehnerreihen die Jugend vorüber, die die Zukunft Europas ist.

Mit Berlin-Brandenburg beginnt es, und wie am Vorabend jauchzen die Wiener Arbeiter der Berliner Jugend besonders stürmisch zu, und im Sprechchor antworten die Berliner: „Freundschaft, ihr Wiener, wir sind die Berliner!“

18.000 deutsche Genossen aus allen Gauen ziehen vorbei, und Löbe erfreut sich besonders ihrer Sympathien und Hochrufe. 18 Länder folgen dann aufeinander mit einem Meer von roten Fahnen. In allen Sprachen und immer wieder ruft es: Hoch das rote Wien! Hoch Bürgermeister Seitz! Hoch die Internationale!

Endlich kommt Oesterreich. 5000 Rote Falken, die Acht- bis Dreizehnjährigen in roten Blusen, tapfer marschierend und singend eröffnen diesen Zug. Nach ihnen die Jugend aus den österreichischen Bundesländern. Von den höchsten Alpenippen sind sie heruntergekommen, aus den fernsten Winkeln Oesterreichs, mit Tausenden und aber Tausenden von roten Fahnen. Dann kommt die Jugend Wiens selbst, geordnet nach Bezirken, nach Gewerkschaften, Verbänden und Berufen. Dichter und dichter schließen sich die Reihen, breiter und breiter werden sie, marschieren und häufen sich, und ein unendlicher Jubel liegt über der Stadt und will kein Ende nehmen. Sie haben mit ein höheres und reineres Glück erlebt, nie war die Sonne so



Bürgermeister Seitz spricht.

schön, der Himmel so blau wie an diesem Tage der Jugend Europas, wie bei diesem Triumph der Internationale, wie bei diesem Stegung des Sozialismus in Wien.

Seit den frühen Morgenstunden war die kilometerlange Straße von dichten Menschenmengen umfüllt, die den Marsch der Jugend sehen wollten. Sie haben standgehalten bis in den Nachmittag, bis die letzte Jugendgruppe vorbeigezogen war. Die Größe dieses Jugendmarsches ließ alle Müdigkeit vergessen, ließ stundenlang in Sonnenbrand stehen; nicht nur der Glaube kann Berge versetzen, auch Begeisterung und Freude können es.

Der Abschluß des Wiener Jugendtreffens brachte für die meisten seiner Teilnehmer auch die Abschiedsstunde vom roten Wien. Ein Teil fuhr gleich zurück in die Heimat, ein anderer Teil fuhr in die Berge. Am Sonntagabend und im Laufe des Montags sind neun Sonderzüge nach Deutschland gefahren. Die Abfahrt der Züge war jedesmal ein freudig-schmerzliches Ereignis. An jedem Zug standen hunderte Männer und Frauen und nahmen Abschied von ihren jungen Gästen, mit denen sie in wenigen Tagen aufs engste verbunden wurden. Es

Die Eröffnungsfeier am Sonnabend.



war keine Seltenheit, daß Tränen flossen auf beiden Seiten. Die Abschiedszenen haben es augenfällig gemacht, was auch sonst überall sichtbar wurde:

Die Jugend hat in Wien Großes erlebt, Massenkundgebungen und Feiern, sie hat Solidarität gefühlt in ihren Quartieren, war in ihrer Mehrzahl zu Gast bei Wiener Arbeitern, und sie fand hier nicht nur eine Schlafstätte bereitet, nein, es gab mütterliche Aufnahme und gute, oftmals zu gute Verpflegung. Die Jugend wird diese Wiener Tage, wird diese Wiener Gastfreundschaft niemals vergessen. Sie werden immer in ihrer Erinnerung obenanstehen als ein hohes Lied von Massenwillen und von Arbeiter-Solidarität. Das Wiener Jugendtreffen wird eingehen in die Geschichte der Arbeiterbewegung als der gewaltige Ausbruch der arbeitenden Jugend der bedeutendsten Länder zu den Höhen einer frohen, befreiten Arbeit und einer friedlichen Menschheit.

Unsere Studenten in Wien.

Der Vortrag des Genossen Renner.

Gestern nachmittag 3 Uhr wurde im Festsaal des Alten Rathauses das 2. Internationale Studententreffen eröffnet. Aus Deutschland sind 160 Studenten eingetroffen, 36 Studenten stellt Belgien, 24 Frankreich, 18 Holland, 22 Polen und 36 die Tschechoslowakei. Besonders begrüßt wurde die Anwesenheit von englischen Studenten, die als Abgesandte des englischen Studentenverbandes an der Tagung teilnahmen.

Genosse Ingenieur Bohmann (Wien) begrüßte die Tagung im Namen des Verbandes der sozialistischen Studenten Oesterreichs.

Der Abgeordnete Genosse Ellenbogen sprach für den sozialdemokratischen Parteivorstand, er gab der Hoffnung Ausdruck, daß die physiologische Barriere zwischen Arbeiter und Intellektuellen überwunden werden wird.

Der Vorsitzende der Jugendinternationale, Genosse Karl Heinz, wies mit Freude auf das harmonische Zusammenarbeiten der Studenten mit den jugendlichen Arbeitern hin.

Genosse Crispian begrüßte die Tagung als Vertreter der sozialistischen Arbeiterinternationale. Er bezeichnete die Befreiung der Wissenschaft von den nationalen Schranken und die Förderung des Geistes der Völkerveröhnung als wichtigste Aufgaben freiheitlicher Studenten. In einer mit großem Beifall aufgenommenen, in drei Sprachen gehaltenen Rede dankte Dr. Friedländer (Berlin) im Namen der auswärtigen Studenten für die gastliche Aufnahme in Wien. Staatskanzler a. D. Genosse Renner hielt hernach einen Vortrag über das Thema: „Der Sozialismus und die Intellektuellen“. Er führte aus: „Im Mittelalter war die geistige Arbeit von allen anderen Gesellschaftsgruppen geschieden. Geistige Arbeit war geistliche Arbeit, und ein weiter Abstand trennte den Klerus von dem Laien. Erst der Humanismus brachte Lateinschulen und Lateinwissenschaften. Am humanistischen Gymnasium wurden aber, ebenso wie an den Universtitäten, der niedere Adel und das Stadtbürgertum zum Fürstendienst geschult. Der Jungkapitalismus brachte die Technik in den Vordergrund. Im Dienste des Absolutismus oder des Privatunternehmers leisteten die geistigen Arbeiter Knechtsdienst gegenüber den Herren. Heute macht sich bei den Intellektuellen immer stärker die Proletarisierung bemerkbar. Eine mißverständene Entwicklung führt geistige Arbeiter zum Faschismus, Antifaschismus und Chauvinismus aber sind Ausdrücke der Furcht und Engbergzigkeit.“

Die Zeit stellt dem Akademiker ein neues Ziel: die demokratische Republik weicht ihm dem Dienst am Volk. Aufgabe der sozialistischen Intellektuellen aller Länder ist es, sich in den Dienst des Volkes und damit der Menschheit zu stellen.“

Die Ausführungen des Genossen Renner wurden von unseren jungen Studenten immer wieder von stürmischem Beifall unterbrochen.

Ehrung der 89 Julioffer.

Matteotti unvergessen.

Wien, 14. Juli. (Eigenbericht.)

Außerhalb des Jugendtreffens fand am Sonntag auch eine Gedenkfeier am Grabe der Opfer des 15. Juli 1927 statt, an welchem 89 Proletarier von der Wiener Polizei erschossen wurden. Auf dem Zentralfriedhof erschienen Abordnungen der einzelnen Parteiorganisationen aller 21 Wiener Bezirke. Die Schutzundobsteilungen, die an jenem Tage Tote verloren hatten, waren ebenfalls vertreten. Alle Abordnungen erschienen mit ihren Fahnen. Für die Jugend-Internationale waren Heinz (Wien) und Dittenhauer (Berlin) erschienen, außerdem eine Abordnung der deutschen Jugendlichen mit der Berliner Fahne. Dem Parteivorstand sowie von den verschiedenen Abordnungen wurden Kränze an den

Gräbern niedergelegt. Dann sprach Genosse Dr. Ellenbogen, der darauf hinwies, daß diese Gräber den Beweis erbringen, daß der Aufstieg des Proletariats Opfer ohne Zahl erfordere. Nach ihm sprach Matteotti namens der italienischen Jugendlichen der Südschweiz. Er verwies darauf, daß das italie-



Die Fahnen der Jugend.

nische Proletariat leider verhindert sei, zu dem Jugendtreffen selbst zu kommen und Abordnungen auf diesen Friedhof zu entsenden, daß aber die Italiener der Südschweiz aus der nächsten Nähe dem schweren Kampf des italienischen Proletariats mit ansehen. Die Matteotti, so seien auch die 89 Toten ein Symbol des proletarischen Kampfes. Hierauf zogen die Delegierten mit gesenkten Fahnen an den Gräbern vorbei.

Kommunisten und Heimwehr als Störenfriede

Am Sonntag versuchten Kommunisten und Heimwehrlente in inniger Gemeinschaft auf zwei Plätzen der Stadt die Kundgebungen zu stören. Beide wurden gebührend in ihre Schranken verwiesen. Die Kommunisten hatten zu einer großen Demonstration Propaganda gemacht, fanden allerdings keine 400 Teilnehmer.

Bundeschule des Reichsbanners.

Reihe des Bundesportplatzes.

Magdeburg, 15. Juli. (Eigenbericht.)

Das Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold weihte am Sonntag in Anwesenheit von etwa 15.000 Personen den ersten Teil seines großangelegten Bundesportplatzes und seiner Bundeschule „Neue Welt“ bei Magdeburg ein. Der Ausbau der neuen Bundeschule wird noch rund zwei Jahre in Anspruch nehmen.

Reichswehr will kein Massenquartier.

Ein Beweis ihrer „Anspruchlosigkeit“.

Eine Truppenübung im Harz, die dieser Tage stattfand, lieferte einen interessanten Beweis für die „Anspruchlosigkeit“ unserer Reichswehr.

Die 2. Marine-Artillerie-Abteilung von Wilhelmshaven (was übt die eigentlich im Harz?) sollte in Nordhausen einquartiert werden. Der Magistrat versuchte Privatquartiere zu beschaffen. Es gelang jedoch nicht — trotz der Inanspruchnahme der Militärvereinsmitglieder — mehr als 17 Quartiere zu bekommen. Der Nordhäuser Magistrat richtete deshalb für 74 Mann ein Massenquartier ein und versproch den Soldaten, die in diesen Quartieren untergebracht werden sollten, eine kostenlose Autobusfahrt in den Harz als Entschädigung.

Der Kommandant, Korvettenkapitän v. Schrader, lehnte jedoch die Unterbringung von Soldaten im Massenquartier ab und suchte sich in einem anderen Orte Unterkunft!

Ein Schuß.

Auf die Wohnung des Genossen Künstler.

In der Nacht vom Sonnabend zum Sonntag, etwa um 12 1/2 Uhr, wurde auf die Wohnung des Genossen Künstler, Weigandstraße 16, von der gegenüberliegenden Seite des Hofes aus ein scharfer Schuß abgegeben. Die Kugel schlug etwa 50 Zentimeter neben einem Fenster ein, das zu der im dritten Stockwerk gelegenen Künstlerischen Wohnung gehört. Der Einschlag ist deutlich zu sehen, da im Umkreis von mehreren Quadratmetern das Mauerwerk beschädigt wurde.

An einen bloßen Zufall zu glauben, ist hier um so schwerer, als Genosse Künstler in der letzten Zeit wiederholt an anonyme Drohbrieife von Kommunisten erhalten hat, und mehrfach auch zu nächstlicher Stunde von Kommunisten vor seiner Wohnung Spektakel verübt wurde.

Vor allem aber ist zu bemerken, daß seit den Mai-Ereignissen die „Rote Fahne“ den Namen unsere Berliner Parteivorsitzenden instematisch in der Verbindung mit Schimpfmörtern wie „Lump“ und „Schuft“ gebraucht. Wie solche Hege, namentlich bei den unreifen und gewalttätigen Elementen der SPD auf die Dauer wirken muß, kann man sich an den fünf Fingern abzählen. Für die Folgen tragen die Hege in den Schrebstufen der „Roten Fahne“ die volle moralische Verantwortung.

Die Rebellion der kleinen Gläubiger.

Sie wollen mitreden und mehr kriegen.

Paris, 15. Juli. (Eigenbericht.)

Wie das „Echo de Paris“ mitzuteilen weiß, hat nun auch die rumänische Regierung, dem Beispiel Griechenlands folgend, einen Protest an die am Young-Plan beteiligten Großmächte gerichtet wegen der vorgeesehenen Verminderung des rumänischen Reparationsanteils. Gleichzeitig forderte die rumänische Regierung, an der internationalen Regierungskonferenz teilnehmen zu dürfen. Das „Echo de Paris“ glaubt ähnliche Proteste der jugoslawischen und wahrscheinlich auch der tschechoslowakischen und portugiesischen Regierungen ankündigen zu können.

Vandervelde für bedingungslose Räumung.

Brüssel, 13. Juli.

Der frühere Außenminister und Sozialist Vandervelde veröffentlicht in der Zeitung „Peuple“ einen Artikel, in dem er erklärt, wenn die Räumung des Rheinlandes der Annahme einer Rheinlandkontrolle über das Jahr 1935 hinaus durch Deutschland oder der Kommerzialisierung des ungeschützten Teiles der deutschen Zahlungsverpflichtungen untergeordnet werden würde, so würde dies eine Vertagung der Räumung od calendae graecas bedeuten. Außerdem würde es den Erfolg der künftigen Konferenz zur Liquidierung des Krieges in Frage stellen. Vandervelde fordert, daß die Räumung der Kommerzialisierung der deutschen Schuld vorausgehen und die Kommerzialisierung somit erleichtern müsse.

Neue Katastrophe in der Türkei.

250 Menschen durch Ueberschwemmung umgekommen.

Angora, 15. Juli.

Nach offiziellen Meldungen aus den von den Ueberschwemmungen heimgesuchten Schwarzmeer-Gebieten sind 216 Häuser vollständig und 50 teilweise zerstört worden. Soweit bisher festgestellt werden konnte, beträgt die Zahl der Todesopfer 250, die der Verletzten 50.

Aus 10 Dörfern, mit denen alle Verbindungen abgeschnitten sind, fehlen noch Nachrichten. Die Bevölkerung ist fast überall aus dem Ueberschwemmungsgebiet auf die in der Nähe gelegenen Gebirgsflanken geflüchtet.

Schweres Autounglück in Mülheim-Ruhr.

Zwei Tote, sechs Verletzte.

Mülheim-Ruhr, 15. Juli.

Ein mit Kommunisten besetzter Paktkraftwagen stürzte hier am Sonntagabend an der Ecke der Großenbaum- und Düsseldorfstraße wahrscheinlich infolge Versagens der Steuerung die Böschung hinab. Es sind zwei Tote zu beklagen. Außerdem wurden zwei Personen schwer und vier leichter verletzt.

Die Kommunisten kamen von einer Schwimmveranstaltung ihrer Partei im Wabausee. Diese Veranstaltung hatte bereits ein Todesopfer gefordert, da einer der Teilnehmer erkrankt.

Zwölf Landfriedensbrecher verhaftet.

Ueberfall auf eine Hochzeitsgesellschaft.

Neurode, 15. Juli.

Am Sonnabend wurden zwölf der Hauptbeteiligten an dem Bandfriedensbruch in Neurode, wo ein Lokal, in dem eine Hochzeitsgesellschaft feierte, überfallen und die Inneneinrichtung vollständig zerstört wurde, verhaftet. Sie wurden unter starker Bedeckung mit dem Automobil nach dem Landgerichtsgefängnis in Glog abtransportiert.

Bauunglück in der Bülowstraße.

Aus dem 5. Stock in die Tiefe.

Auf dem Grundstück Bülowstraße 92 ereignete sich heute mittag ein schreckliches Bauunglück, bei dem zwei Arbeiter lebensgefährliche Verletzungen erlitten.

Auf einem Hängegerüst arbeitete in der Höhe des fünften Stockwerks der 25jährige Bauarbeiter Karl Lieh aus der Bamberger Straße 29. Aus noch ungeklärter Ursache verlor Lieh plötzlich den Halt und stürzte in die Tiefe. Dabei schlug der Unglückliche auf ein im dritten Stockwerk hängendes Gerüst auf und rief den 45jährigen Maurer Karl Weißenberg aus der Ruffsteiner Straße 14 mit nach unten.

Die beiden Verunglückten hatten schwere Verletzungen erlitten und wurden von hinzueilenden Arbeitskollegen durch sofort alarmierte Wagen des Städtischen Rettungsamtes in das Elisabeth-Krankenhaus gebracht. Der Zustand der Verletzten ist sehr bedenklich.

Young-Plan und Diktaturgerede.

Severing über Verständigungspolitik und über den Fall des Republikshutzgesetzes

Burg (Dithmarschen), 14. Juli. (ZL.)

Auf einer sozialdemokratischen Bezirkskonferenz hielt Reichsinnenminister Severing am Sonntag nachmittag eine Rede. Er beschäftigte sich zunächst mit der Tributfrage und erklärte u. a., daß von der Reparationsbelastung alle Bevölkerungskreise betroffen würden. Es sei leicht, sie mit einem einfachen Nein abzulehnen, wenn man keine Verantwortung habe. Wenn der Antrag auf Ablehnung des Young-Plans angenommen würde, dann würde der Dawes-Plan in Kraft bleiben. Der Young-Plan sei aber in seinem Zahlungsmodus besser.

Ein Verbrechen wäre es, den Weg der Verständigung zu verlassen. Solche Bewegungen wie die nationalistische seien politische Kometen, die auch die Vergangenheit gekannt habe.

Sie würden aber wieder vergehen. Die Mehrzahl ihrer Führer kenne nicht die Zusammenhänge des politischen und wirtschaftlichen Geschehens. Die Drohungen vom 28. Juni gegen die Siegerstaaten seien die ungeeignetsten Mittel, das Rheinland und das Saargebiet freizubekommen. Die Alliierten müsse man zu der Einsicht drängen, daß die Rheinlandbesetzung ein Pfahl im Fleisch der europäischen Völker sei. Der Redner ging dann noch auf das Volksbegehren des Stahlhelms und die Frage der Arbeitslosenversicherung ein, um zum Schluß zum Fall des Republikshutzgesetzes wie folgt Stellung zu nehmen:

„Und nun ein Wort zum Diktaturgerede. In einem großen Teil der Presse ist gesagt worden, daß ich durch meine Ausführungen zum Fall des Republikshutzgesetzes diesem Gerede neue Nahrung gegeben hätte. Das können nur diejenigen behaupten, die entweder nach der Methode des „Halte den Dieb!“ die Aufmerksamkeit von ihrem Treiben ablenken wollen, oder die mit den verfassungswidrigen Dingen nicht vertraut sind.“

Ich habe lediglich eine Art Warnungslafel gegenüber denen aufrichten wollen, die etwa glauben, daß das Republikshutzgesetz Gewalttaten zum Schutze der Verfassung ungestraft lasse.

Die Anwendung des Artikels 48 ist nicht vom Belieben eines Ressortministers abhängig, sondern nur durch eine Entscheidung des Reichspräsidenten oder bei Gefahr im Verzuge durch Beschluß der Länderregierungen möglich. Selbst der Reichspräsident ist gebunden, die von ihm auf Grund des Artikels 48 getroffenen Maßnahmen unverzüglich dem Reichstag mitzuteilen und auf Verlangen des Reichstages außer Kraft zu setzen. Wie diese Sachlage und meine Mitteilungen darüber als Diktaturbestreben ausgelegt werden können, ist mir unverständlich und schließlich nur durch die außerordentliche politische Verheugung zu erklären. Ebenso unsinnig sind die Zeitungsmeldungen, daß mit der Vorlage eines neuen Republikshutzgesetzes ein Ausführungsgesetz zum Artikel 48 verbunden werden sollte.

Es ist selbstverständlich wünschenswert, daß das Verfassungsversprechen, die Anwendung des Artikels 48 durch ein Ausführungsgesetz näher zu umschreiben, rechtlich erfüllt wird. Aber dieses Gesetz mit einem Republikshutzgesetz zu verbinden, ist sachlich und technisch eine Unmöglichkeit.

Dazu kommt noch ein gewichtiges politisches Moment. Würde ich gerade jetzt eine derartige Vorlage einbringen, so wäre 100 gegen 1 zu wetten, daß dieses Vorgehen als eine Bestätigung der Nachrichten und Gerüchte ausgeführt würde, als ob ich persönlich oder die Sozialdemokratie so etwas wie eine Diktatur erstreben. Ich halte es aber aus außen- und innenpolitischen Gründen für geboten, das trübselige Diktaturgerede endlich zum Schweigen zu bringen und möchte darum meinerseits nicht dazu beitragen, es aufs neue zu beleben. Ich kann nur wiederholen, daß ich der entschiedenen Gegner jeder Diktatur bin.“ Severing schloß, er stelle sich auf Artikel 1 der Reichsverfassung: Die Staatsgewalt geht vom Volke aus. Sonst müßte die Sozialdemokratische Partei das Wort demokratisch aus ihrem Namen streichen.

Vorbeugende Gesundheitspflege.

Genesungsheim Oberschreiberhau der Betriebskrankenklasse der Stadt Berlin.

Den Gegnern der Krankenkassen zum Verdruss sehen die großen Krankenkassen ihre gesundheitsfürsorgereiche Arbeit mit steigendem Erfolge fort. Die Betriebskrankenklasse der Stadt Berlin, die im vorigen Jahr ihr eigenes Kurheim im Soldat Lüneburg eröffnete, kann jetzt schon wieder ein neues Heim dieser Art in Betrieb nehmen. Den Segen eines Gebirgsaufenthaltes will sie ihren erholungsbedürftigen Mitgliedern mit diesem Genesungsheim ermöglichen, das sie im Riesengebirge in dem hochgelegenen Luftkurort Oberschreiberhau eingerichtet hat. Sie folgt dem Beispiel der Allgemeinen Ortskrankenkasse Berlin, die bereits vor einigen Jahren mit einem ihrer Genesungsheime sich bei Oberschreiberhau niedersetzte.

Für das in Oberschreiberhau zu schaffende Genesungsheim „Siederhügel“ der Berliner Betriebskrankenklasse war am Rande des Ortes ein Grundstück angekauft worden, das eine prächtige Aussicht bietet. Es liegt so günstig, daß der Erholungsbedürftige, der hier Genesung sucht, die ganze beglückende Schönheit der vor ihm ausgebreiteten Gebirgslandschaft auf sich wirken lassen kann. Der Baumbestand des 16 000 Quadratmeter großen Grundstücks hat noch viel von der unberührten Ursprünglichkeit des Bergwaldes. In dieser Umgebung stellte der Berliner Architekt Albert Gotttheiner ein Gebäude hinein, das durch seine mit schlichten Mitteln erreichte Schönheit erfreut. Gotttheiner hat sich bereits als Schöpfer anderer Genesungsheime und Heilstätten einen Namen gemacht. Die oben erwähnten Heime für die Allgemeine Ortskrankenkasse Berlin in Oberschreiberhau und für die Betriebskrankenklasse der Stadt Berlin in Lüneburg haben das Können dieses Baukünstlers gezeigt. Wieder ist es ihm jetzt gelungen, der Anstalt das Anstaltsmäßige zu nehmen und ihr die Behaglichkeit eines wirklichen Heims zu geben. Wieder erfüllt dieses von ihm geschaffene neueste Werk auch alle Anforderungen, die an den Baukünstler im Hinblick auf die für den Betrieb notwendige Zweckmäßigkeit der Einrichtungen gestellt werden müssen.

Das Heim „Siederhügel“ bietet Platz für 46 Pflegelinge. Bei einer Aufenthaltsdauer von vier Wochen (in Ausnahmefällen auch von fünf oder sechs Wochen) ist auf 500 bis 600 Pflegelinge zu rechnen, die im Jahre durch das Heim gehen können. Von selber versteht sich, daß ganzjähriger Betrieb vorgesehen ist. Hoffentlich wird in den Kreisen der Kassenmitglieder der Wert einer Winterkur recht gewürdigt werden. Man kann von einem Gebirgsaufenthalt zur Winterzeit nicht nur denselben Gewinn wie im Sommer, sondern oft noch größeren Gewinn als im Sommer haben. Die Pflegelinge werden in Zimmern mit je einem Bett oder mit höchstens je zwei Betten untergebracht. Für die Schlafräume, die gemeinsamen Aufenthaltsräume und für die Wirtschaftsräume sind weitgehend die technischen Fortschritte ausgenutzt worden, die man bei Genesungsheimen in unserer Zeit kennt. Reizvoll ist der große Park, der das Heim umgibt. Den schönen Waldbestand des Grundstücks möglichst unberührt zu erhalten, war die Aufgabe des Gartenkünstlers (Gärtnerereibesitzer Ahrend in Hirschberg), und sie ist ihm gelungen. Durch Wege, Bänke und Lauben ist für Bequemlichkeit gesorgt.

Zu der Einweihung des neuen Heims, die mit einer schlichten Feier in der Heingelände in Oberschreiberhau vollzogen wurde, waren Gäste aus Berlin gekommen. Unter den Teilnehmern sah man neben Mitgliedern des Vorstandes der Betriebskranken-

lasse und ihres Ausschusses die Vertreter der Stadt Berlin als der Arbeitgeberin (u. a. Stadtrat Ahrens, Stadtrat Fabianke, Bewogungsabteilungsleiter Schäfer, Obermagistratsrat Dr. Bollbrecht), Vertreter des Hauptverbandes deutscher Krankenkassen, des Verbandes Berliner Krankenkassen (Direktor Bendig), der Allgemeinen Ortskrankenkasse Berlin (Direktor Bauer).

Stadtrat Ahrens, Vorsitzender der Berliner Betriebskrankenklasse, wies in seiner Rede darauf hin, wie sehr Ortskrankenkassen und Betriebskrankenstellen bemüht sind, die Krankenhilfe durch Schaffung von Kur- und Genesungsheimen auszubauen. Den anfänglichen Widerstand gegen solche Anstalten der Klasse haben die Kurarzte mehr und mehr aufgegeben. In Worten der Anerkennung gedachte der Redner aller an dem Zustandekommen des Genesungsheims Oberschreiberhau beteiligten Personen, obenan des Architekten Gotttheiner, der das schöne Heim geschaffen hat, und des Stadtrats Fabianke, der als Vorsitzender der Baukommission das Werk unermüdet gefördert hat. Glückwünsche der Gemeinde Oberschreiberhau brachte Bürgermeister Städel. Er erinnerte daran, daß die Anwesenheit zu diesem Heim einem Sohn des Riesengebirges zu danken ist. Sie geht zurück auf den früheren Berliner Stadtrat Brühi (den jetzigen Besitzer des Landesamts), der damals Vorsitzender der Betriebskrankenklasse war. Direktor Bauer von der Allgemeinen Ortskrankenkasse Berlin begrüßte die Betriebskrankenklasse scherzend als „Stiefschwester“. Er hob hervor, daß die vorbeugende Gesundheitsfürsorge der Krankenkassen die Arbeitskraft des Arbeiters schützt, das wertvollste Kapital des deutschen Volkes. Für den Hauptverband deutscher Krankenkassen sprach Geschäftsführer Bohlmann, der die mit der Schaffung solcher Heime betriebene Fürsorge als eine der wichtigsten Aufgaben des Krankenkassenwesens bezeichnete. Als Vertreter des Gemeinde- und Staatsarbeiterverbandes erkannte Kurpai an, daß die Berliner Betriebskrankenklasse mit ihrem Heimen eine glückliche Hand hat.

Furchtbarer Luft- und Raubmord

Der Täter festgenommen und geständig.

Dresden, 14. Juli.

Ein entsetzliches Verbrechen war vor einigen Tagen im Wegsartener Rittergutswald entdeckt worden. Unweit derjenigen Stelle, wo vor etwa vierzehn Tagen eine unbekannte männliche Leiche aufgefunden worden war und die infolge der vorgegangenen Verwesung sofort an Ort und Stelle beerdigt werden mußte, fanden Pflügmann im Dickicht einen völlig nackten männlichen Leichnam auf, der bestialische Verwundungen aufwies. linker Arm und dergleichen Unterschenkel waren mit Strohseilen an Kiefernstämme angebunden, während der rechte Unterschenkel an den Oberschenkel des rechten Beines gefesselt war. Der Geschlechtsorgan war abgetrennt. Der Tod dürfte durch Verbrennen eingetreten sein. Der so grausam und menschenwürdig Ermordete war ein junger landwirtschaftlicher Arbeiter Erich Kurt Zellmer, geboren am 27. März 1911 zu Dresden. Als Täter ist bereits ein gewisser Herbert Becker aus Steintz ermittelt worden. Beide waren bei einem Autobesitzer in Arbeit und hatten Freundschaft geschlossen. Es liegt offenbar Sexualverbrechen vor, da Becker homosexuell eingestellt ist.

Tragödie eines Hoffnungslosen.

Selbstmord eines Sohnes von Hugo v. Hoffmannsthal.

Wien, 15. Juli.

Am Sonnabend nachmittag hat sich der älteste Sohn des Dichters Hugo v. Hoffmannsthal, der 26 Jahre alte Franz v. Hoffmannsthal, in der Villa seiner Eltern in Rodaun bei Wien durch einen Schuß ein die Schläfe das Leben genommen. Man vermutet, daß die Lustlosigkeit, sich eine Existenz gründen zu können, den jungen Mann in den Tod getrieben hat. Er hat keinerlei Abschiedsbriefe hinterlassen, und das einzige, was zur Aufklärung des Motivs dienen könnte, ist der Brief eines Verwandten an ihn, in dem es heißt, daß Franz jetzt bereits 26 Jahre alt sei und daran gehen müsse, sich selbst zu erhalten; er könne nicht weiter vom Gelde seiner Eltern leben. Der Tote war im Vorjahre Botaniker im Empfangsbureau eines großen Berliner Hotels.

Unser nächster Roman,

mit dem wir am Mittwoch beginnen, ist ein fesselnder Auschnitt aus dem amerikanischen Arbeiterleben. Der Süden der Vereinigten Staaten, in dem die soziale Gesetzgebung am rückständigsten ist, ist sein Schauplatz. Der Kapitalismus in seiner brutalsten und skrupellosten Form tritt in Erscheinung. Mit Bestechung, Spießhütten und Gewalt wird gearbeitet.

Lawrence H. Desbery,

der Autor des Romans, versteht es, durch Zusammenballung sensationeller Ereignisse, durch krasse Gegenüberstellung der Gegensätze und durch wildbewegte Handlung seinem Werk die Spannung eines Kriminalromans zu verleihen. Was den Roman

„Im Schatten des elektrischen Stuhles“

jedoch über den Durchschnitt des Kriminalromans erhebt, ist die Liebe für die Sache der Arbeiter, die aus ihm spricht. Hermyla zur Mühlen besorgte die Uebersetzung.

Professor Hans Delbrück gestorben

Schwerer Verlust für Volk und Wissenschaft.

Gestern verstarb der große Historiker, Geheimrat Professor Dr. Hans Delbrück im 81. Lebensjahre. Professor Delbrück war seit längerer Zeit an Grippe erkrankt.

Ein großer deutscher Historiker ist tot. Das deutsche Volk hat einen schweren Verlust erlitten. Hans Delbrück war gewiß nicht unser Mann. Vor dem Kriege war er konservativer Abgeordneter, seine bürgerliche Einstellung hat er niemals verleugnet.

Aber er war ein Mann von höchster Lauterkeit der Gesinnung, ein Denker und Forscher.

der in wahren Sinne des Wortes und nicht nach dem Ungeist gewisser rechtsgerichteter Professoren ein Vertreter der voraussetzungslosen Wissenschaft war. Das sind Gegner, die man gern hat, nein, die man verehrt. Wenn unser Parteifreund Otto Landsberg zum 80. Geburtstag des Geheimrats Kahl im Reichstag sagte: „Es gibt etwas, das alle gestifteten Menschen verbindet, das ist die Verehrung des Berechnungswürdigen“, so treffen diese Worte auch auf den verstorbenen Hans Delbrück zu.

Hans Delbrück wurde am 11. November 1848, im deutschen Sturmjahr, in Bergen auf Rügen geboren. In Heidelberg, Greifswald und Bonn studierte er Geschichte und nahm dann als Reserveoffizier am Feldzug 1870/71 teil. Im Jahre 1873 promovierte er zum Doktor der Philosophie und widmete sich dann besonders dem Studium der Kriegsgeschichte. Der liberal angehauchte Kronprinz Friedrich von Preußen berief ihn zum Erzieher seines Sohnes Waldemar, der bald in jungen Jahren verstarb. 1881 habilitierte er in Berlin, 1885 wurde er außerordentlicher Professor, 1896 wurde er Nachfolger Treitschkes als außerordentlicher Professor für Geschichte. Jahrelang leitete er die Preussische Jahrbücher. Politisch war er von 1882 bis 1885 als preussischer Landtagsabgeordneter und von 1884 bis 1890 als Reichstagsabgeordneter tätig.

Sein Hauptarbeitsgebiet, sein Lieblingsgebiet war die Kriegsgeschichte. Tränen standen in den Augen, als ihn vor einem Jahre, bei der Feier seines 80. Geburtstages, der Reichswehrminister der deutschen Republik „hochverehrter Herr Kamerad“ anredete. Aber diese genaue Kenntnis der Kriegsgeschichte aller Zeiten befähigte ihn auch, zu einem Kritiker und Beurteiler zu werden, und es ist das Erhebende, daß er, vielleicht gegen Herz und Gefühl, nur die Wahrheit suchte und diese Wahrheit ohne Rücksicht bekannte. Generalfeldmarschall v. Schlieffen baute auf Delbrücks Studie über „Cannä“ seinen Plan der strategischen Umsfassung auf, den der trante und willenslose zweite Woltke 1914 fallen ließ. Nach dem Kriege enthüllte Ludendorff und zeigte ihn der Welt „ohne Mantel und Feil“. Eine amerikanische Zeitung nannte Hans Delbrück den „Idolzertrümmerer“: er zertrümmerte militärwissenschaftlich das Idol Erich Ludendorff. Er sagte in seinem Urteil wörtlich: „Wenn sich in einem großen Teil des deutschen Volkes noch die Meinung hielt, Ludendorff sei vielleicht ein schlechter Politiker, aber doch ein großer Feldherr, so wird auch das bald öffentlich als falsch nachgewiesen sein. Bonn Soldaten sei nicht die Rede, aber als Feldherr hat sich Ludendorff nicht bewährt. Wir haben den Krieg nicht in letzter Linie verloren durch

die Unfähigkeit dieses Feldherrn. Fehler haben auch andere gemacht. Aber hier geschah mehr.“ Von dem Manne, der in den beiden letzten Jahren des Krieges in der Wirkung absoluter Herrscher in Deutschland war, sagt Delbrück unter Herandringung eines vernichtenden Beweismaterials,

daß Ludendorff den Frieden sabotierte.

und gerade in diesem Zusammenhang muß wiederum darauf hingewiesen werden, daß Hans Delbrück nach Abstammung und Gesinnung konservativ, monarchistisch, schwarzweißrot gesonnen war. Allerdings ist Hans Delbrück niemals ein Konservativer im Sinne der Junker aus Ostpreußen, Pommern und Mecklenburg gewesen.

Der Kronprinzessin Viktoria gegenüber bekannte er sich in den 80er Jahren als konservativen Sozialdemokraten.

Schon vor dem Kriege scheute er nicht vor einer Kritik an den Zuständen im Kaiserreich zurück. Er verurteilte die fatalistische Politik in Posen und Elbisch-Lothringen. Auch während des Weltkrieges, als ungezählte heraufschwebten, wählte er die Objektivität des Urteils. Er stellte die Demagogie der Völkervereinigung fest, er war Gegner des sogenannten Siegfried-Friedens. Sein großes Können befähigte ihn, die Lage zu durchschauen und zu erkennen,

daß er, der innerlich der Linken ablehnend gegenüberstand, in der Kriegspolitik mit der Linken gehen mußte.

Sein großes Werk „Geschichte der Kriegskunst“ in vier Bänden ist gerade auch für den Menschen lesenswert, der Krieg und Militarismus ablehnt. Leider hat der große Befehle das Vermächtnis, das er dem deutschen Volke zugebracht hatte, seine Weltgeschichte, nicht mehr vollenden können. Es ist interessant, daß dieser Kenner der Weltgeschichte,

der die Revolution von 1918 immer verurteilt hat, nachher mit unserem verstorbenen Freunde Friedrich Ebert auf das innigste zusammenarbeitete.

Er sah ein, mochte auch der alte Landwehroffizier an den Glanz der Kaiserzeit mit Wehmut zurückdenken, hier historisch unumgängliche Notwendigkeiten eingetreten waren, er sah ein, daß es Pflicht jedes wahren Freundes von Volk und Vaterland ist, am neuen Staat aufbauend mitzuschaffen. Für den über den Dingen stehenden Mann ist bezeichnend, daß er in Erkenntnis des nationalerforderlichen bei den Dezemberwahlen 1924 als Redner in einer großen demokratischen Versammlung austrat, und alle Parteiloson aufforderte, dieses Mal für die demokratische Partei zu stimmen. Kein Mensch, der das Fühlen des alten Mannes versteht, konnte von ihm verlangen, daß er für die Sozialdemokratie eintrat.

Der alte Kanke sagte, als er den jungen Delbrück sah: „Das wird einmal mein Nachfolger.“ Wer einmal Delbrücks Nachfolger wird — wir können es nicht sagen. Vor der Leiche des bedeutenden Gelehrten, des lieben, ehrlichen Menschen, neigen auch wir, die in vielem seine Gegner waren, das Haupt in Dankbarkeit und Verehrung Duderstadt.

Das weltlose Drama.

Von Wilhelm Michel.

Ich möchte wieder einen Dramatiker sehen, bei dem die Worte und die Dinge das bedeuten, was sie scheinen. Seit Jahren sitzen wir nun ausgehungert vor diesen verlappten Monologen, in denen uns lauter Götter verkündigt werden, die im Busen wohnen und nach außen nichts bewegen können.

Die Probleme sind da und werden eifrig abgehandelt. Aber die Welt und Wirklichkeit, auf die sie sich beziehen, sind uns verlorengegangen.

Jedes Jahr hören wir von einem neuen „Durchbruch“. Aber immer sind es Durchbrüche in noch ärgere Einsamkeiten und Gespensprovinzen. Dauthendens schrieb in seiner Jugend ein Drama, das begann mit der Regiebemerkung: Die Bühne stellt das Innere des menschlichen Gehirns dar. Ist unser Drama über diesen Schauspiel entscheidend hinausgekommen? Hat sich der Geist in uns aus seiner Burg wirklich herausgewagt und hat er das Kerngeheimnis und die Beglückung erfahren, daß draußen das „andere“ ist, das ohne ihn und selbst gegen ihn existiert: die Welt? Nein. Wir sind zwischen den Kulissen der Seele“ stehengeblieben. Die Welt, die uns fremd war, weil unser Ich sich nicht liebend auf sie einlassen konnte, ward zum Gespens; daher der moderne Kultus des Grauens. Dann lernten wir dieses Grauen, aus Gründen der Gegenwehr, verhöhnend und bewühnend; daher die tanzend humore, diese tausend Ironien und Gelächter, die sich nachgerade zwanghaft in alle moderne Geistäußerung drängen. Die Verbindung zwischen Geist und Stoff ist überall durchschnitten und damit jeder Keim eines Wirklichwerdens der Dinge. Auf die Dauer wird dies grenzenlos langweilig.

Wir scheitern, daß dieser Punkt im Drama der Neuesten erreicht ist. Das Bewußtsein der Realität ideo uns an. Wir — und dabei rede ich vom durchschnittlichen Zuschauer, wir sehen in diesem ewigen Achselzucken, in diesen Herumdunkeln zwischen Vieldeutigkeiten, vor allem das Verjagen des Geistes, der die Lebensbindung flieht.

Das bedeutet: die Furcht vor der Verantwortung, die Lebenslosigkeit, den unbeherrschbaren Dilettantismus.

Und wir beginnen endlich zu begreifen, daß im ruhig-bestätigenden „Anschauen kantigen Bergkristalls“, zwei Atemzüge lang durchgeführt, eine unendlich höhere geistige Leistung steckt als in stundenlangen Kasakoden ironischen Gelächters.

Ist es wirklich so, ihr jungen Dichter, daß euch nach so viel gegiegter und ausgepöhlter Jugend das Heldentum des Lebens immer noch nicht in die inneren Sinne fällt? Was muß denn noch geschehen, damit der leere Abgrund jenseits eures Ich sich mit Wirklichkeit erfüllt? Es läßt sich verstehen, daß der Weltkrieg, gerade, weil sein Geschehen alles Begreifen überwuchs, die Menschheit nur noch mehr in hilflose und trotzige Subjektivität geschleudert hat. Aber gerade dadurch seid ihr doch an den günstigen Punkt gesetzt, wo ihr zu Zuschauern und Mitwirkenden eines aufsteigenden Lebens werdet. Wenn es wahr ist, daß die

griechische Kunst als heldenhafte, kriegerische Leistung, als Verteidigung des Lebens gegen dunkle Ursprungsmächte zu verstehen ist, dann enthält doch gerade die Situation nach diesem Kriege Anforderungen genug, eine Kunstform heroischen Sinnes zu erbauen; eine Kunstform mindestens, in der sich der Geist zu einem Bundesgenossen des Lebens macht. Rings um die Bezirke der Kunst her vollzieht sich denn auch, deutlich sichtbar, ein Prozeß der Festigung.

In der Philosophie, in den Wissenschaften, in Religion und Politik ist eine Verdichtung der Welt zu beobachten;

überall treten die rebellischen Tendenzen vor den stiftenden und waltenden Kräften, die auf ein wahres Verhältnis zu einem Lebensganzen gehen, in den Hintergrund.

Gerade die Politik bietet ein überraschend wahres Abbild der geistigen Verschiebung, die sich unter uns vollzieht;

die bloße Opposition ist keine mögliche Haltung mehr.

es gilt in die Verantwortung für das Ganze einzutreten. So hat sich auch der Geist, sofern er die Kunst nährt, lange als Opponent verhalten, und er konnte dies tun, solange Kritik, Erschütterung, Beunruhigung und Forderung vorwanden war. Heute ist genau das Gegenteil gefordert: Lebensstiftung, Konsolidierung der Welt, Aufbau einer neuen Wirklichkeit. Dem Kunstgeiste, der dieser Forderung nicht genügt, ergeht es wie einer Oppositionspartei, die nach erfolgreicher Revolution nicht in die Verantwortung für das Neue und Ganze einzutreten mag: Selbstentkräftung, Selbstentwässerung sind die notwendigen Folgen.

So glaube ich, daß es sich heute in der Dichtung nicht um stets erneuerte Umwandlungen des ironischen Gelächters, der Stoffschreien, romanisierenden Geistigkeit handelt, sondern um ein neues Erntnehmen der Welt.

Falsche Zitate.

Die Deutschen sind ein zitiertreudiges Volk und haben das Glück gehabt, daß ihnen ihre klassischen Dichter, besonders Schiller, so gut geprägte Weltweisheiten geschenkt haben, daß sie auch als alltägliche Mägen noch ihren Glanz bewahren. Freilich, durch allzu häufige Benennung geht manchmal etwas von der ursprünglichen Schönheit verloren. Das Gedächtnis läßt im Stich, der Wortlaut wird verändert, und so entstehen „geflügelte Worte“, die von dem Originalgehalt abweichen. Wie häufig wir falsch zitieren, zeigt eine interessante Zusammenstellung von Hilde Fuchs in der „Besefstunde“. So sagen wir z. B.: „O Königin — das Leben ist doch schön!“, während es im „Don Carlos“ heißt: „Königin — o Gott! — das Leben ist doch schön!“ Ein anderes Zitat aus dem gleichen Schiller'schen Drama wird ebenfalls immer ungenau angeführt: „Es heißt nicht: „Anders als sonst in Menschentöpfen malt sich in diesem Kopf die Welt!“, sondern: „Anders, begreif ich wohl, als sonst . . .“

Das beliebteste Zitat aus demselben Drama: „Der Knabe Karl fängt an mir fürchterlich zu werden“ wird ebenfalls stets falsch angeführt. Wer im Schiller nachschlägt, wird zu seiner Überraschung finden, daß die Verse lauten: „Der Knabe Don Karl fängt an mir fürchterlich zu werden.“ Das Zitat aus Goethes „Erinnerung“ heißt nicht, wie man immer wieder hört: „Warum in die Ferne schweifen? Sieh, das Gute liegt so nah“, sondern: „Wißt du im mer weiter schweifen? . . .“ Deshalb man immer sagt: „Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan“, anstatt, wie es im „Fiesco“ heißt: „Der Mohr hat seine Arbeit getan“, ist nicht recht verständlich.

Eher kann man schon begreifen, daß der Volksmund manche Aussprüche in eine bequemere Form bringt, so wenn man zitiert: „Es herrschen im Weltbetriebe der Hunger und die Liebe“, während die Verse in Schillers Gedicht „Die Taten der Philosophie“ lauten: „Einstweilen, bis den Bau der Welt / Philosophie zusammenhält — / Erhält sie das Getriebe / Durch Hunger und durch Liebe.“ Geringfügigere Veränderungen befinden sich in zahlreichen viel gehörten Zitaten, so z. B. heißt es im „Faust“ nicht: „Daß Vater, genug sein des grausamen Spiels“, sondern „das grausame Spiel“. In Schillers „Piccolomini“ heißt es: „Die Uhr schlägt keinem Glücklichen“, nicht: „Dem Glücklichen schlägt keine Stunde“. „Höher Sinn liegt oft im kindlichen Spiele“ lautet ein anderes Schiller-Zitat, und nicht: „Es liegt ein tiefer Sinn im kindlichen Spiele.“ Auch heißt es im „Tell“: „Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern“, während fast immer „einig“ zitiert wird. Der Vers des „Hamlet“ lautet: „Ist dies schon Takttheit, hat es doch Methode“, während man stets: „Ist dies auch Wahnsinn . . .“ hört.

Bezirksgefängnisfest in Zeltow.

Der 4. Bezirk konnte in Zeltow (Tübeck-Garten) wieder an Material der Chöre, noch an Reichhaltigkeit der Vortragsfolge mit dem Sängerfest des 8. Bezirks in Beeskow rivalisieren. Auch gruppierte sich fast alles Wertvolle nur um den Namen Friede. Die anderen Dirigenten, so Smedekow, Bree, Ley und Haverland, traten gegen ihn trotz einzelner gelungener Leistungen wesentlich zurück. Dafür aber drückte dieser ganz vorbildliche Bezirkschorleiter H. Friede mit seinen Einzel- und Gesangschören (Männer- und gemischte Chöre) dem Ganzen einen absolut unerwünschten, tief nachhaltigen Stempel auf. Vor speziell Klaus Pringsheims „Arbeiterlied“ gehört hat, machte sich damals kaum einen Begriff von der Schlagkraft dieses zu den besten zählenden Tendenzstückes. Die zweimalige Mobilisation des Tempo, die prachtvoll klappende Begleitung der Trommel und der Pause und die grandios gesteigerte Durchführung verhalfen dem Chor zu einem stürmisch verlangten Dakapo-Erfolg. Die behördliche Garnierung war diesmal eine sehr erfreuliche. Landrat Genosse Siering erinnert an die Pflege der Kampflieder, Amtsvorsteher Genosse Zieger dankt in seiner feinen gewürzten, humoristischen Rede u. a. dem Chor „Zukunft“-Zeltow für seine Mitwirkung bei den sommerlichen Partkonzerten, und Gauvorsitzender Schnelder rügt in seiner zündenden Ansprache das charakterlose Mitlaufen so mancher junger Genossen in bürgerlichen Gesangsvereinen und schildert unsere Ziele zum Sagen der nachfolgenden Generationen, hielten die Begrüßungsreden. Der große, schöne Garten war vollbesetzt.

H. M.

Ein wichtiges neues Arzneimittel.

Am 12. Juli sagte im preussischen Ministerium für Volkswohlfahrt unter dem Vorsitz des Ministerialdirektors Dr. Schoppahl ein durch namhafte Gelehrte ergänzter Ausschuss des Landesgesundheitsrates, der sich mit den neuen Arzneimitteln Banisterin und Harmin beschäftigte. Das Alkaloid Banisterin wird aus einer südamerikanischen Pflanze gewonnen, während das Harmin in der kleinasiatischen Steppenraute vorkommt. Lewin hat in neuester Zeit weitere Forschungen auf das Banisterin aufmerksam gemacht. Es ist seitdem festgestellt worden, daß das leichter erhaltliche Harmin mit dem Banisterin identisch ist. Das neue Mittel führt, ohne daß schon ein völlig abkühlendes Urteil gefällt werden kann, zu bisweilen überraschenden Heilerfolgen bei gewissen Fällen von sogenannter Schüttellähmung, insbesondere als Folgeerscheinung von Enzephalitis, während es bei anderen, an der gleichen Erkrankung leidenden Personen oft nur geringe Wirkung hat oder gänzlich versagt. Jedenfalls ist aber der Arzneischah um ein neues wertvolles Mittel bereichert worden, obwohl übertriebene Hoffnungen nicht angebracht sind.

Theatergemeinschaft im Ruhrgebiet.

Die Umgebungsverhandlungen werden auch nicht ohne Einfluß auf die Bestrebungen zur Schaffung einer Theatergemeinschaft bleiben. In einer Sitzung des Finanzausschusses teilte der Düsseldorf Oberbürgermeister zur Theaterfrage mit, daß die Verhandlungen zur Schaffung einer Theatergemeinschaft soweit fortgeschritten sind, daß in diese Gemeinschaft von der Stadt Düsseldorf Oper und Operette eingebracht werden sollen, während das Schauspiel von einer anderen Stadt übernommen werden soll. Das kleine Schauspielhaus in Düsseldorf soll dann künftig an Privatinteressen von Fall zu Fall verpachtet werden. Gegen diese Theatergemeinschaft wird allerdings in der Düsseldorf Stadtverwaltung noch ein erheblicher Widerstand zu überwinden sein.

Zehn Apparate für den Farbfilm.

Zehn Apparate gibt es auf der ganzen Welt, so behauptet der berühmteste Farbfilm-Experte Amerikas, Alan Crossland, die imstande sind, Farbfilme aufzunehmen, und diese zehn Apparate sind durch einen Vertrag zwischen Warner Brothers und der Technicolor Company auf sechs Monate an Warner vermietet. Acht Monate werden benötigt, um eine derartige Kamera zu konstruieren. Bei der Aufnahme läuft zugleich ein rotes und ein grünes Filmband, von denen jedes die Farben aufnimmt, für welche es empfindlich ist. Natürlich kommen immer noch Fehler und Mißverständnisse vor. So kommt die Farbe, von der die Technicolor-Fachleute erwarteten, daß sie blau ausfallen würde, als wunderbares Gelb heraus.

Eine Moses-Mendelssohn-Ausstellung in Dessau.

Am 8. September wird die 200jährige Biederkehr des Geburtstages des in Dessau geborenen Philosophen Moses Mendelssohn unter Beteiligung der städtischen Behörden festlich begangen werden. Zugleich wird auch eine Ausstellung im Moses-Mendelssohn-Haus, zu der auch eine Reihe auswärtiger Bibliotheken Beiträge angemeldet haben, eröffnet.

Rudolf von Luban hat eine Einladung der Stadt Offen angenommen, wonach die Luban-Zentralgalerie ab 1. Oktober nach Offen überföhren und in städtische Verwaltung übergeben wird. Das Choreographische Institut Luban, Berlin, bleibt weiter bestehen.

Un po'di dreccia

Eine romantische Reise / Von Heinrich Hemmer

Ich fuhr in einer Maienacht des Jahres 27 um Schafsdärme für Bionneten zu kaufen von Civitanecchia nach Terranova auf Sardinien, oder Sardinien, wie man sagen sollte, denn die Insel hat ihren Namen nicht von den Desfardinen, sondern dem stillen, stolzen, noch immer etwas mittelalterlichen phönizisch-römisch-arabisch-spanischen und nur wenig italienischen Volke der Sarden. Ein blaugrün phosphoreszierender Schimmer lag wellenweit auf der Meeresfläche, von Nebeln herrührend, Myriaden von treibenden Quallen. Frühmorgens waren wir am Ende eines zwei Kilometer langen Damms vor Anker gegangen, der durch leichtes Wasser, in dem schilddrüsenförmige Inseln lagen, zum Hafen führte: in welchem Bogen rogt eine stauffarbig, zerklüftete Gebirgskette auf.

Die Bahn brachte uns nach der Stadt und ich ertundigte mich sogleich nach dem Veterinär, der mir über die Schafschlachten des Bezirkes nähere Auskunft erteilen sollte. Ich ging über große Quadern, an rohen, grauen Steinmauern entlang in einen alten Hof, wo Korfrunden berghoch aufgeschichtet lagen, aber der Tierarzt war nicht zu Hause, er schien sich hauptsächlich mit Käsehandel zu befassen und ich lenkte meine Schritte an dunkelfarbigen ersten Menschen vorbei nach Magazinen, wo der harte Schafkäse, der Pecorino Sardo, wie schwarzgefettete Mühlfleise aussehend, in Kolonnen aufgeschichtet lag, und wieder anderen, wo der geräucherte Bravelone, den man für den Kinderreichtum Sardiniens verantwortlich macht, reihenweise aufgehängt ist, aromatisch duftende Kürbisse der Fruchtbarkeit.

Den Veterinär aber fand ich beim Barbier, wo er mich auf gut Neapolitanisch begrüßte und von tausenden, zehn- und hunderttausenden von Schafen sprach, die geschlachtet werden sollten: mit ihren Därmen könnte man alle Bäume Deutschlands besäen, sagte er. Ich ging nach den Schlachthöfen und zu den Schafschlächtern, von zehn- und hunderttausend war natürlich keine Rede, aber es hing immerhin eine Anzahl geschlachteter Schafe an den Haken, nur sollte ich für die Därme, die ich selbstverständlich als Abfall kaufen wollte, in diesem billigsten italienischen Lande überall Liebhaberpreise bezahlen, so, man wollte mir sie überhaupt nur ungerne überlassen.

Mit einem einzigen Schlächter konnte ich so halbwegs übereinkommen: es war gerade Schlachttag bei ihm, meine Erwartungen, als er mich in sein Mattatoio führte, waren hochgepannt, aber nur ein einziges Lämmchen wurde da getötet und ausgezweit. Wir tranken nach Landesbrauch eine Flasche vino cotto auf den glücklichen Geschäftserfolg; als wir zurückkamen, war der Darm des zarten Geschöpfes verschwunden. „Favorisca“ sagte die Schlächterfrau und setzte eine duftende Platte vor, auf der ein zopfiger Geflügel lag, schön mit Tomatensoße übergossen, „un po di dreccia“, „was ist das?“ fragte ich neugierig. „Das sind gedünstete Schafsdärme — unser Nationalgericht.“

Ich verließ Terranova, wo man die Schafsdärme, nach denen ich jahrelang, als Delikatessenspezialist, und fuhr mit der Bahn bergauf, bergab, zwischen Feldern und Korkeisenwäldern — nach zwei Stunden fuhr ich ein anscheinend zwischen Bergen eingeklemmtes Kastell, fast greifbar nahe, auf das wir in weitem Bogen zuhören. Es entpuppte sich — nach einer Stunde — als eine, um einen Marktplatz, amphitheatralisch aufgebaute Stadt: Ozieri. Dorthin war ich an einen Großhändler empfohlen worden. Durch enge, malerische Gassen und Treppen kam ich zu einem Café, das vollgepfropft von Menschen war, wie ich noch keines gesehen, keine Männer mit orientalischem dunklen, schwarzgeklebten Gesichtszügen, in malerisch bunten Trachten, mit hausgewebenen weißen Wollbündeln, beim Anie mit roten Bändern eingezogen, über den Kopf einen schwarzen Strumpf gestülpt, der verwegen herabhängt nach vorne, hinten oder nach der Seite, standen (zum Sitzen war kein Platz), wie eine Mauer, in atemloser Spannung um zwei Billardtische herum, als sollten die gestohlenen Kugeln über das Schicksal der Insel Sardinien, die so oft ihren Besitzer gewechselt hatte, endgültig entscheiden. Es war eine Art Rossenpilschöffe, es war die Apotheose des Billardspiels.

Am Marktplatz, wo sich die Frauen in sonntäglichen, buntgewebten, und noch bunter bestickten, reich mit feinsten Spitzen verbrämten, wahrhaft prunk- und geschmackvollen Nationalkostümen zur Kirche drängten, schwenkte ich in das geliche Tor des Albergo Marcheiti ein. Alles ist so häuslich solide hier, überaus solide, zu solide: kann man sich überlegen, ich, zwischen diesen dichtgewebten, stachelig neuen Leinwandern, mit der gut 20 Kilo schweren Schafswolldecke, die darüber herabhängt, gegebenenfalls auch umdrehen, ohne sich jämmerlich zu zerkratzen: solide sind auch Küche und Keller, die harte, dunkelgelbe Butte bekommt man in ganz Italien nicht, noch das gute Delbrat, das überreiche Ruz- und Mandelbrotwerk, und der vino cotto, der gleich nach dem Pressen getocht wird, muß seine 30 Prozent Alkohol enthalten, nach dem Effekt zu urteilen. Aber eines verdroß mich, als ich die Speisekarte ansah, gleich wieder. Warum will dieses edle, stolze, unabhängige, selbst von den Römern nie ganz unterworfenen und auch heute noch privilegierte, dieses offenerbige, biedere, moralisch hochstehende Volk, warum will es überall und unbedingt von den all den guten Dingen, die es auf der Insel hat, das Schafsdreccia, meine Schafsdärme, essen und mir das Geschäft verderben?

Signor Giulio begegnete ich zufällig auf dem Landweg droben, bei einem der merkwürdigen, tomischen, aus losen Steinen zusammengefügen vorrömischen Befestigungstürmen — muraghe genannt —, die man zerstreut in ganz Sardinien antrifft. Er bog sich von einem Schimmel herab, auf den er mächtig stolz war. Eine vorzügliche, dort allgemein geätzte arabisch-sardische Kreuzung, erklärte er, die die besten italienischen Kavallerieplurde abgibt. Etwas klein sind die Tiere — aber geistlich: der Schimmel verstand den schwierigen sardinischen Dialekt, daß es eine Freude war. „Warum gehst du schon wieder auf den Steinen,“ sagte Giulio zum Schimmel, „machst es dir etwa Spaß?“ Der Gaul schüttelte den Kopf und trat sogleich aufs Weidengras hinüber, dort drehte er sich auf das Geheiß seines Herrn wie eine Lokomotive auf der Drehscheibe herum, und als dieser ihn fragte, warum er heute so faul sei, schnaubte das Tier, machte einen Sprung und schoß wie ein Pfeil von hinne, Giulio sah ohne Bügel und Bügel „hoch“ zu Rufe, wie es in Sardinien Sitte ist. „Das sind nur Zirkustänztische,“ sagte er, zurückkommend, „aber wenn ich ihn die Hand ein Zütern durch den Körper des Schimmels, er kennt keine Hindernisse mehr und trägt mich wie ein Volksturner über Stadt und Stein.“

Signor Giulio war ein Millionär; es gibt erstaunlich viel Millionäre in dem kleinen Ozieri, das durch Viehexport während des Krieges reich geworden war. Fast zweihundert Millionäre gibt es und sie sind so schlicht und einfach, daß man sie nicht von einem besseren Bauern unterscheiden kann. Ihr größter Luxus ist eine Billardpartie zu spielen und ihr größter Lebensbissen sind — oh! oh! — dreccia. Die Leibspeise der reichsten Millionäre und ihrer ärmsten Knechte sind Schafsdärme. Auch Herr Giulio konnte mich meinen geschäftlichen Zielen nicht näher bringen, da man in dieser Gegend die Eingeweide höher schätzt und teurer bezahlt als das Fleisch.

Ich ritt mit einem von Giulios famosen Pferden tief in das weidabgeschiedene, menschenarme sardinische Gebirge im Inselzentrum. Berittene Ehepaare kamen mir entgegen, der Mann im Sattel, die Frau mit baumelnden Beinen hinten auf dem Schweifsteil sitzend. Hirten trieben unendliche Schafherden vor sich her, angean mit der Mastrucca aus gegerbtem Schafpelz, ein doppelseitig tragbarer, ärmelloser Rock, der im Winter gegen die Kälte, im Sommer gegen die Gewalt der Sonnenstrahlen, und zwischendurch gegen Regen und Risse schützt: also ein wirklich praktisches Unioberkleidungsstück. Die Hirten sind virtuose Bläser, die auf einer akagriechischen, dreiröhriigen Flöte — der Sauneda — ein merkwürdiges Kunststück vollführen, indem sie viertelstundlang

gleichzeitig in alle drei Röhren hineinblasen und ihre Finger daran spielen lassen. Sie üben sich das als Kinder mit Strohröhren ein, blasen, ohne auszuatmen, in ein Wasserglas, und holen gleichzeitig durch die Nase Atem: probieren Sie's einmal! Auch Jäger kratz ich da oben, die Jagd ist frei und die Hirten selbst fangen Füchse in einer Schlingenfalle: 5000 war der Jahresrekord. Gentlemanjäger, darunter Engländer und Amerikaner, sehen den kleinen sardinischen Bären ihres seidenweichen, kaffeibraunen Felles halber nach und dem Rarder geht's auch nicht gut.

Alberghetti gab es keine, aber überall wurde ich gastfreundlich aufgenommen, selbst in einer Hütte, deren aus totigem Lehm bestehende Wände ein Pfahregewirre weggeschwemmt hatte, wurde ich zu dem familiärsich geladen, der nun, wie die Betten und das übrige Mobiliar, sich den Wänden des Wanderers weithin sichtbar darbot. „Das Haus ist klein, aber das Herz ist groß“ sagten mir die unverdröffenen Insassen. Wochenlang habe ich im Inneren Sardiniens von der Gastfreundschaft der zutraulichen und vertrauenden, wenn auch in sich getehrten Bevölkerung leben können, die man nur durch einen Vertrauensbruch zum Feinde machen kann, aber dann zum erbittertesten. Selbst zwischen Familien, die sich Blutrache geschworen haben, wird die Gastfreundschaft heilig gehalten, der darum ansucht, wird wie ein Kind des Hauses aufgenommen, vielleicht aber zehn Schritte weit ab ermordet, wenn er es verläßt.

Überall gibt es andersfarbige Trachten, und überall sind sie über alle Vorstellung malerisch: Sardinien ist heute das letzte Kostümland Europas. Aber auch dort räumt über kurz oder lang die Kultur mit der Poesie auf. Nun: es war der schönste Mai meines Lebens. Sardinien ist die unberühmteste und romantischste Mittelmeerinsel. Ein mittelalterlicher Traum, gemischt aus treuer Liebe, langen Köden, Gastfreundschaft und Blutrache.

Der Bastillensturm

1789 — 14. Juli — 1929 / Von Hermann Wendel

Der 14. Juli 1789, Tag des Bastillensturms, ist einer jener keltenern

Frühlingsstage der Menschheit.

deren Glanz nicht in Jahrhunderten erlischt. Sicher sind andere Daten für den Verkauf der französischen Revolution nicht minder bedeutungsvoll, etwa der 17. Juni 1789, an dem sich die Deputierten des dritten Standes zur Nationalversammlung erklärten, oder der 10. August 1792, an dem Krone und Szepter des heiligen Ludwig aufs Pflaster rollten, aber mit Recht ist der 14. Juli unter allen Tagen des Jahres begnadet.

Daß an diesem Tage das Volk von Paris gerade die Bastille berannte, hatte tatsächliche Gründe und politische Wirkungen. Da die feudale Gegenrevolution, verkörpert in König und Hochadel, aus der Provinz vermeintlich ergebene Truppen nach der Hauptstadt zog, um die Revolution mit roher Gewalt im Keim zu ersticken, schien

die Bastille als strategischer Stützpunkt.

gegen das Volk auszugehen, das sich nicht umsonst in den Besitz von 28 000 Kanonen und 5 Geschützen gesetzt hatte. Darum mußte sie fallen und fiel, nicht zulezt, weil sich ein Teil des Militärs auf die Seite der Aufständischen schlug. Durch diese Niederlage wurde Ludwig XVI. so eingeschüchtern, daß er zwar noch mit allerhand Ränken bis zum vollendeten Hoch- und Landesverrat, aber nie mehr mit offenem Angriff gegen die Revolution vorzugehen wagte. Der Bastillensturm entschied!

Aber mindestens ebenso tief reichte die moralische Bedeutung des 14. Juli. Kein Gebäude in Paris war so verhaßt wie die Bastille, an deren Mauern der Fluch Unzähliger klebte, denn dieses düstere Staatsgefängnis, in dem Mißliebige ohne Anklage, ohne Verhör, ohne Urteil, nur auf einen Wink des Königs oder eines Ministers oder einer königlichen Kette oft auf Lebenszeit verschwand, war das aufreizendste Sinnbild für die Macht der Willkür und die Ohnmacht des Rechts im alten feudalen Frankreich. Daß das Volk in blutigem Kampf diese Zwingsburg nahm, dem Erdboden gleich machte und ihre Niederlegung durch fröhlichen Tanz auf der Stätte einstigen Grauens feierte, war wirklich das Zeichen für den

Anbruch einer strahlend neuen Zeit.

Die Erinnerung an diesen Tag, da sich das Volk aus eigener Kraft, mit der Tyrannei abrechnend, seine Souveränität errungen hatte, trieb wie herrlicher Fansarenstöß die Revolution auf ihrer vorgezeichneten Bahn weiter.

Da die Revolution, die seit einem Jahrhundert und länger in den Eingeweiden Frankreichs wühlte, am 14. Juli 1789 unüberstehlich hervorzubrechen, den Nachtantritt des Bürgerlums auf Kosten der abgelebten feudalen Schmarogerschichten brachte und in aller Welt die Bourgeoisie für das neunzehnte Jahrhundert zur Herrschaft berufen war, handelte es sich bei diesem nicht um ein lokalfranzösisches Ereignis, sondern es war, mit Karl Marx zu reden,

eine Revolution europäischen Stils:

nicht der Sieg einer bestimmten Klasse der Gesellschaft über die alte politische Ordnung, sondern die Proklamierung der politischen Ordnung für die neue europäische Gesellschaft. Darum zuckte die Kunde vom Fall der Bastille wie ein elektrischer Schlag über den ganzen Erdball. In Deutschland empfanden die edelsten Geister, wie der Historiker Johannes Müller, der den 14. Juli „den schönsten Tag seit dem Untergang der römischen Welt Herrschaft“ nannte; zu tiefst bewegt durch die Nachricht, vertraute der große Dichter Klopstock einem Freunde an: Großes ist geschehen für Befreiung der Obermacht! Aber Größeres steht bevor:

Kampf der Patrizier und der Plebejer durch ganz Europa.

und selbst in dem fernem und finsternen Petersburg umarmten sich die Menschen auf der Straße, einander Glück wünschend, „als ob ihnen alle die Kette abgenommen wäre“. Wer immer des künftlich verlängerten Mittelalters überdrüssig war, fühlte, daß in Paris an diesem Julitag seine eigenste Sache gesetzt hatte. Auch als Kaiser und Könige sich verschworen, den Drachen der Revolution zu erlegen und ihre Soldatenscharen vor den Freiwilligenheeren der jungen Frankerepublik auseinanderzusetzen, schlug das Herz aller für die Freiheit Erglühten dort, wo die Tricoloren wehten. Hölde rlin schrieb im Sommer 1792 seiner Schwester: „Bete für die Franzosen, die Verfechter der Menschenrechte!“ Und Goethe verkündete

an den Beiwachstauern von Volmy: „Von hier und heute beginnt eine neue Epoche der Weltgeschichte!“

Auch als sich die Revolution unter der Schreckensherrschaft mit dem Blut Unschuldiger befeuerte, als die Diktatur der Demokratie in eine Diktatur des Cäsarismus mündete und als die Verteidigungskriege der Republik in Eroberungskriege des Kaiserreichs ausarteten, ging das große Werk, das mit dem Bastillensturm so glorreich begonnen hatte, nicht allmählich unter. Trotz allem war Napoleon insofern

der Testamentsvollstrecker der Revolution.

als er ihre sozialen Errungenschaften schützte; die Niederlegung der ständischen Schranken, die Rechtsgleichheit aller Bürger und der Uebergang des feudalen Grundbesitzes in die Hand der Bauernschaft und Bourgeoisie — alles das blieb und wirkte werdend auf die anderen Völker. Aus den Schichten, aus denen wie aus dem linksrheinischen Deutschland die französische Verwaltung Feudalismus und Selbstherrlichkeit hinauswarf, sprühten die Gedanken der Großen Revolution wie Feuerfunken in alle Welt, und wann und wo immer im neunzehnten Jahrhundert der dritte Stand, sein Recht heischend, an die Pforte des absolutistischen Staates klopfte, berief er sich auf das Jahr 1789.

Im innersten Wesen war die Revolution so sehr

eine bürgerliche Bewegung.

daß in ihrer radikalsten Vertretung, dem Nationalkonvent, unter 783 Abgeordneten zwar 20 zum Bürgertum übergetretene Adlige, aber nur 2 Arbeiter saßen, und wenn zuweilen in Wort und Tat der Reichtum hart mitgenommen wurde, kamen solche Vorkämpfer und Verfechter auf das in belagerten Festungen Heblische heraus und hatten nichts mit Sozialismus zu tun; die Danton, Robespierre, Marat waren eingekerkerte Schwärmer der Bourgeoisie. Wohl aber hatte der 14. Juli 1789 noch die Bedeutung, daß er

das arbeitende Volk, die Masse, das Proletariat,

handelnd neben das Bürgertum auf die Bühne stellte. Arbeiterblut floß beim Bastillensturm für die Freiheit, denn unter den rund hundert Toten, die der Tag kostete, war eine Anzahl so arm, unbekannt und verlassen, daß mehrere Wochen Nachforschens ihre Namen nicht aus dem Dunkel zu ziehen vermochten; mit Recht sagt Jean Jaurès von diesen proletarischen Bastillenkämpfern, daß sie durch ihren Mut und ihre Kraft dem großen revolutionären Tag das Merkzeichen ihrer Klasse aufgedrückt hätten, „so daß es dank diesen Wackern heute unter der Sonne nichts gibt, was völlig der Bourgeoisie gehört, nicht einmal ihre Revolution.“

Aber die historische Entwicklung machte die Arbeiterklasse auch

zum Verwalter eines guten Teiles des Gedankenguts,

das 1789 und in den Jahren danach seine verständlichste und mitreißendste Form erhielt. Geheimt durch Eigenlust und zerfressen von Gewinnlure, zeigte sich die Bourgeoisie weder willig noch fähig, die besten ihrer eigenen Forderungen in die Wirklichkeit zu übertragen; von der erhabenen „Erklärung der Menschenrechte“ blieb das meiste totes Papier, als die Klasse, deren wirtschaftliche Macht auf dem Kapitalbesitz, statt auf dem Grundbesitz ruhte, zur Herrschaft kam. Darum hat die Arbeiterklasse, die neben dem Sozialismus auch die Demokratie, die den Sozialismus durch die Demokratie erstrebt, mit Fug die hohen Prinzipien von 1789 aufgegriffen:

Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit

heißt auch ihre Losung, und ihr Kampf gilt nicht minder dem Ideal, für das die Männer des 14. Juli ihr Leben ließen. Nicht von ungefähr begann der erste Kongreß der Zweiten Internationale zu Paris am Jahrestag des Bastillensturms, am 14. Juli 1889, und wenn Lenin zum Beweis, daß sich der Sonnenaufgang nicht mit Puppentrümpeln oder dunklen Kauten verhängen lasse, die kühn vorwärtsdrängenden Geister und Gruppen der Menschheitsgeschichte aufzählt, nach Huf und Hiska Luther und Hutten:

Die dreißig Jahre, die Bewusstseinskämpfer,
Die Stürmer der Bastille, und so weiter

so umspannt dieses „und so weiter“ heute vor allem die Bataillone, die sich unter den Fahnen der Sozialdemokratie zum Sturm auf die letzten Bastillen der Vergangenheit zusammenschließen.

Das Regiment der Bösen

Roman von E. F. Ramuz

Copyright by Orell Füssli, Zürich

(20. Fortsetzung.)

Er leerte sein Glas in einem Zuge, alle tranken desgleichen; man weiß, was wahre Trunkenheit wert ist.

Alles strahlte jetzt in erstaunlichen Farben. Ich sehe blau, ich sehe grün, ich sehe gelb, ich sehe rot. Es hängen um mich herum Stübe Sonne, reifen Früchten ähnlich. Ein Tisch stürzte zusammen und begrub Gläser und Flaschen, mit denen er beladen war. Dabei war der Lärm durch das Gelächter erstickt, das sich erhoben hatte. Kaum sah man, wie der Tisch einbrach; so groß war die Unordnung.

Und draußen vor dem Hause schliefen ausgestreckt Menschen, die zu viel getrunken oder gegessen hatten (und die anderen Luftbarkeiten ermüden gleichfalls). Einige lagen auf der Seite, den Kopf in den Arm gebogen, andere mit dem Hintern nach oben, weitere auf dem Rücken, den Hut über die Augen gezogen. Da lag die dicke Lucie, ganz offenherzig. So war es auf diesem ganzen Platz; einige Schritte weiter kam die Kirche, da war es ganz anders. Sie machte einem bange mit ihrer großen Tür und den abgerissenen Angeln, mit den Rissen und dem hohen Turm, der schief stand. Aber das Dorf war noch schrecklicher; es zeigte seine eingefürzten Dächer, die Vermüstung seiner Gassen und aufs Geratewohl weg-geworfene (wie man Rechts wegwerft) unförmige Dinge, die herumlagen.

Eine Schar tauchte auf, sie kam die steile Straße hinunter. Sie schrien:

„Wir bringen noch drei . . .“

Und wirklich sah man, daß sie noch drei geleiteten, zwei Männer und eine Frau. Aber sie konnten nicht mehr zu Fuß gehen, man mußte sie tragen.

Und auch sie wurden in die Herberge geführt, und jener, der hier Herrscher war, empfing sie und er hieß sie, wie die anderen, das umgekehrte Zeichen schlagen. Und wie er sich nicht mehr verstand, so sagte er jetzt:

„Bist ihr, wer ich bin?“

Er lachte.

„Es gibt weder Gutes noch Schlechtes mehr.“

Er lachte. Er sagte weiter:

„Ihr müßt um der Erde willen auf den Himmel verzichten.“

Aber alle, die da waren, hatten auf den Himmel verzichtet. Und er lachte und begann von neuem:

„Es gibt nichts mehr, weder Gut noch Böse.“

Und alle lachten wie er, denn der Knecht ahmt den Meister nach. Nur Shote nicht, der abseits saß; er sprach seit langem nicht mehr. Er schien den Dingen entfremdet. Er war blaß. Seine Augen waren groß geworden, sein Bart länger und schwarzer.

Der Fremde rief ihn:

„Und du Shote, was hältst du davon?“

Shote hob den Kopf.

„Und was glaubst du? Wer bin ich?“

Da antwortete Shote:

„Ich glaube, du bist Christus, und du zeigst dich, wie du es für gut findest.“

„Mein armer Shote, du täuschst dich. Sieh her.“

Er trat an das Fenster. Er brauchte nur die Hand zu erheben: eine finstere Wolke erschien, ein Donner Schlag erschallte.

Der Fremde sagte:

„Da siehst du . . .“

Aber Shote schüttelte den Kopf:

„Ich behaupte trotzdem, du bist Christus . . . denn die Toten gehorchen dir . . .“

Siebentes Kapitel.

Und so kam noch ein Tag. Ein weiterer Tag, der kommt, und einer der längsten des Jahres. Und an diesem Tag erglänzte die Sonne in den Höhen des Lustmeers von fünf Uhr an; aber unten war zum Glück alles durch jenen seltsamen Nebel verdunkelt.

Noch ein Tag kommt, vielleicht der letzte für viele unter uns, und zu unserem Glück ist er verdunkelt: der schrecklichen Dinge wegen, des gräßlichen Schweigens wegen. Denn die einen hatten nicht einmal mehr die Kraft zu Klagen, und die anderen schliefen eben ein, als die Sonne aufstand. Noch ein Tag kommt; nichts ist mehr da, niemand ist mehr da —, nur dort, weil drüben in den Wiesen irrt ein Mann herum. Es ist Jean Lude.

Noch ein Tag, vielleicht der letzte; nichts mehr, niemand mehr, nur Jean Lude; denkt noch jemand an ihn und wie er von Scham gepackt ins Weite floh, nachdem er die Grenzsteine verfehlt hatte?

Da ist er nun wieder, da kommt er wieder; aber er wagt sich nicht in die Nähe. Die ganze Zeit, seit er den Ort umschleicht, wo sein Glück war, und wo für ihn, wie er dachte, niemals mehr Glück zu finden sein kann. Um den Ort, wo er wählte, daß Frau und Tochter weilt. Nichts wachte er; er sößerte im Kreis herum, aber ganz weit weg, dort zwischen den Wiesen, seit Wochen schon, seit Monaten — und so sehr trieb ihn die Liebe; aber er wagte es nicht.

Noch ein langer Tag kommt. Unter der roststämmigen Kiefer sitzt er, allein, dieser arme Mensch, den Hut tief in der Stirn, mit seit lange nicht geschneiten Haaren. Die Knochen der Augenbögen springen kantig hervor, ein spitzer Ball sticht über den hohlen Wangen aus der Haut heraus, und wo der Bart wächst, sieht es aus wie häßliches Moos. Unter der roststämmigen Kiefer sitzt er und wartet. Seit so manchem Monat wartet er. Sein Haupt sinkt müde herunter. Und nun hebt er es wieder hoch. Er muß sich einfach gehen lassen. Und er kann sich nicht mehr halten; jetzt ruft er, er ruft, und er weiß wohl, wen er herbeiruft.

Just diesen Morgen hatte sie sich aufgemacht, die Ziege auf dem Berge zu weiden; die beiden lebten da oben ganz allein und auch sie wußten nicht, was vorging.

Wißt man noch, wer sie sind, welche Lude und ihre Tochter Maria, und wie sie aus dem Dorfe weg mußten, als der Winter kam?

Der Winter kam, der Winter ging; wie milde Blütenlänge hatte sich des Rückwärts Stimmes aus den Schluchten vernehmen lassen; der Rückwärts hatte mit vollem Ton gerufen, und das Gras war gewachsen, und heut' war wieder ein Tag, einer der längsten im Jahr. Denn es war viel Zeit vorübergegangen; aber es mußte auch viel Zeit vorübergehen.

Und just diesen Morgen war sie mit der Ziege auf die Weide gegangen, und die Ziege war eben am schönsten Gras.

Maria hob den Blick. Sie sah niemand. Nichts war in der Nähe, als der Hang, mit dem schön gewachsenen Gras, wo die Ziege an den Krautbüscheln zerrte und sie ausriß und dabei ihren weißen Bart schüttelte, und sonst war noch oben am Hange der Himmel da und schien wie eine blaugestrichene Zimmerdecke. Hatte sie nicht recht gehört? Nein; denn eben vernahm sie wieder, als sie den Blick senkte, eine Stimme:

„Marie! Marie!“

Und abermals:

„Marie!“

Dann nichts mehr. Doch neuerdings wieder:

„Marie; du, wenigstens, weißt du mir Mut gibst, du wenigstens wirst dich meiner erbarmen.“

Denn nun war die Zeit gekommen, und nun kam auch die Stimme, und nun hätte sie sie auch erkannt. Wie lange schon war er fort gewesen! Und wo kam nun seine Stimme her? Und sie schaute von neuem in die Runde, und niemand war da, nur die Stimme allein; da dachte sie gleich: „Er braucht mich notwendig.“ Sofort war sie entschlossen; die Ziege konnte bleiben, wo sie war. „Die Mutter freilich,“ sagte sie sich, „wird sich gewiß kümmern, sieht sie mich nicht heimkehren; aber ich will ihn ihr heimbringen.“

Sie schlug die Richtung ein, aus der die Stimme zu kommen schien, und das war gerade der Weg, der zum Dorf hinabging. Von Zeit zu Zeit schaute sie um sich; sie sah nichts, aber immer tönte wieder die Stimme, und sie schien immer von weiterher zu kommen, je mehr sich Marie näherte.

Und dann bemerkte man die Zeichen. Die Sonne verschleierte sich. Etwas wie eine gelbe Haut zog über sie hin und wurde immer dichter; kam es ihr auch nur zum Bewußtsein?

Denn kaum steht sie still, so erhebt sich wieder die Stimme, und erstarrt wieder, und erhebt sich wieder und schwillt an und wird voller Ungeduld, und Marie beschleunigt ihre Schritte, so sehr sie kann.

Jetzt kamen die Tannen, die über den Weg gestülpt waren, und sie mußte hinüberklettern, und nun eilt sie noch mehr.

Dieser Morgen, dieser lange Tag, einer der längsten im Jahr, aber matt und glanzlos, und glanzlos die Luft und leer — denn eben war nach der Jubelstunde der Vögel da, Stimmen erklangen und Kirchenglocken und die Schellen der Weidewiere, und nun keine Stimmen mehr und keine Glocken und kein Ton, alles aus! Nur die eine Stimme: „Marie, Marie!“ Und jetzt tut sich der Ausblick auf, das Dorf liegt da in seiner Mulde. Rein Gott, wird sie wirklich . . .? Nichts hält sie ab, sie geht weiter.

Gleich war sie bei der Mühle; da ist das Dach auseinander-geserrt, die Mauern klaffen, das Wasserrad mit seinem Moosgewand

liegt zerbrochen. Kein lebendes Wesen war ihr noch vor die Augen gekommen; aber auf einmal, gerade wie sie hinblickte:

„Wo willst du hin? Was machst du hier?“

Ein Fenster wurde aufgeschlagen, ein Kopf erschien im Rahmen. Es war die Frau des Müllers.

Marie erkannte sie nicht, so sehr war sie verändert. Und weiter bat die Müllersfrau:

„Geh nicht weiter, sonst bist du ein verlorener Mensch.“

Aber Marie fragte:

„Habt Ihr ihn gesehen?“

Und da jene ihn nicht gesehen hatte, ging sie weiter ihres Weges. Jetzt war sie nur noch wenige Schritte von den ersten Häusern des Dorfes entfernt; auch da gingen Fenster auf:

„Steh still, geh' nicht weiter!“

„Du kannst ja nicht wissen . . .!“

Aber sie horchte nicht hin; denn gerade jetzt, in diesem Augenblick, hatte sie geglaubt, ihn zu erblicken, wie sein Kopf über einer Mauer erschien, wie wenn er nach ihr gesehnt hätte oder sich hätte zeigen wollen — war er's nicht gewesen oder hatte er den Kopf gleich zurückgezogen? Da sagte sie:

„Ich will in unserem Haus Nachschau halten.“

Und wie sie zu diesem Zweck den Platz durchqueren mußte, wandte sie sich nach dieser Richtung, obwohl man fortfuhr, sie anzurufen; einige von den Bewohnern hatten sich soweit erküht, daß sie ihre Häuser verließen. Und dies nur, um sie zurückzubringen? Oder weil sie etwas wie ein Licht über ihrem Kopf sahen, und weil ein guter Schein von oben mit ihr ging?

* Indessen begannen jene auf dem Platz zu erwachen. Einer nach dem anderen erhoben sie sich mühsam auf die Ellbogen; sie gähnten — dann liehen sie sich wieder zurückfallen.

Auf dem Platz hatten sie sich zum Schlaf niedergelegt, weil es ihnen in den Häusern zu heiß geworden war. Und sie lagen wie durcheinander unter der großen, alten, kahlen Linde. Da, wo der Schlaf sie eben überraschte, da sahen sie sich zur Erde sinken, da, dort, wo die Luft sie verließ, da fand sie anderen Morgens wieder die Luft.

So war es wieder am heutigen Morgen; ein Tag für sie wie die anderen auch. Unter der großen kahlen Linde, die wie in schwarzem Stein gehauen da stand, der Stamm, die schweren Äste wie mit Reißhämmer bearbeitet, die jarten äußerer Zweige mit Geduld bis in die Enden hinaus ziselirt. Der Morgen war wieder einmal gekommen; oh, wie diese Tage sich gleichen! Einige hatten sich wie Tiere ins Stroh gestreckt, andere schliefen auf der bloßen Erde. Es waren ihrer hundertfünfzig und mehr: Männer, Frauen, Kinder, Alte und Junge. Erstickt, Elende, die dicke Lucie, jener Vater mit der Mutter und ihren fünf Kleinen, Trente-et-Quarante, Sabre, Gentilzon, alle jene, die wir kennen, und auch Shote war nicht weit weg, obwohl er sich nicht unter sie mischte.

Kerzen brannten immer noch auf den Tischen, auf denen Weinflaschen standen, zur Hälfte verschüttet. Auf dem braunbemalten Holz lag der Wein in Lachen und vertropfte durch die Spalten. In der großen Stille vernahm man das Fallen der Tropfen wie das Ticken einer Uhr. Von Zeit zu Zeit knisterte eine der Kerzen. Und die Menschen lagen wie durcheinander, gleich den Toten eines Schlachtfeldes. Dennoch rätelten sich da und dort und immer mehr Arme; Arnie wurden hin und her gerückt; Körper wendeten sich zur Seite. Gähnen wurde laut und Seufzen. Selbst mitten in ihrem Schlaf streckten sie ihre Hände nach dem Vergnügen aus; es trieb sie ein seltsames Pflichtgefühl dazu wie andere zur Arbeit.

(Schluß folgt.)

WAS DER TAG BRINGT.

Paradox.

Daß ein Taschendieb lange Finger macht, um etwas zu nehmen, daß ein Eindrehler Türen aufbricht, um etwas zu holen, kommt leider heutzutage immer wieder vor. Daß aber ein Mann — als Taschendieb — zuerst etwas stiehlt und dann — als Eindrehler — dem Bestohlenen einen Teil des Gestohlenen wieder zurückbringt, ist bestimmt nichts Alltägliches. Ein Ingenieur in Romand ober hatte es mit einem solchen paradoxen Eindrehler zu tun. Der Ingenieur ging abends in ein Kino auf dem Corso „Vittorio Emanuele“. Er ist ein vorsichtiger Mann. Er weiß, daß es in Romand von Taschendieben wimmelt. Da er nun 300 Lire hat und über 10 000 Lire in Wertpapieren bei sich trug, wollte er sich sichern. Er nahm deshalb seine Brieftasche aus seiner inneren Rocktasche und steckte sie in die hintere Hosentasche. — Hier wird kein Dieb sie suchen, dachte der übervorsichtige Ingenieur. Vergaß aber dabei, daß sehr leicht ein Bösewicht beobachtet haben konnte, wie das Portefeuille von der einen in die andere Tasche gesteckt wurde. Und in der Tat! Ein Taschendieb in dem Gedränge am Eingang des Kinos hatte es gesehen. Als Herr Mario nach Schluß der Vorstellung seine Brieftasche wieder in den Rock stecken wollte, fand er in seiner Hofe hinten ein großes Loch. Ein geschickter Taschendieb hatte ihm mit einem haarlosen Messer geschickt die hintere Hosentasche weggeschnitten und die Brieftasche entwendet. Das Geld, das sie enthielt, hätte der Ingenieur schließlich noch verschmerzen können. Aber der Verlust der Briefe und der Dokumente war für den Ingenieur von katastrophaler Bedeutung. Bestürzt eilte er nach Hause. Hier aber wartete seiner eine neue, unliebsame Überraschung. Während er im Kino saß, war bei ihm eingebrochen worden. Die Eingangstür zu seiner Wohnung war mit einem Nachschlüssel geöffnet worden. Was mag dem Verbrecher alles in die Finger gefallen sein? Herr Mario sucht und sucht nach einem Verlust und findet keinen. Der Eindrehler hatte ihm nichts genommen, sondern etwas gebracht. Die gestohlene Brieftasche lag auf dem Schreibtisch. Ohne Geld und Wertpapiere. Aber die Briefe und Dokumente fanden sich unverfehrt in der Brieftasche vor.

Ein Nationalpark für Frankreich.

Ein etwa 100 Quadratkilometer großes Gebiet in der Provence mit zahlreichen Sümpfen, Flußarmen, Altweibern und steinigem Steppen, das als einziges Gebiet in Europa noch den Flamingo beherbergt, ist zum Naturschutzpark erklärt worden. Man wird dort nach Möglichkeit versuchen, Tiere anzusiedeln, die in anderen Gegenden Frankreichs nur noch selten anzutreffen sind.

Eine Taube fliegt übers Meer.

Ein bemerkenswertes Ereignis in der Geschichte des Brieftaubenfluges ist die Überquerung des Atlantischen Ozeans durch eine französische Taube, die einem Feuerwehmann zu Watrellos im Departement des Nordens gehört. Vor einem Jahr etwa verließ die Taube den Taubenschlag und kehrte nicht mehr zurück. Der Besitzer erfuhr nun kürzlich zu seiner großen Überraschung aus einer kanadischen Zeitung, daß die Taube in einer Stadt der Provinz Ontario in erschöpftem Zustand aufgefunden wurde. Daß es sich um seine Brieftaube handelt, ist für den Eigentümer David Cornely ganz

zweifellos, da sie einen Ring mit seinen Initialen und anderen Angaben trägt; aber wie sie den Flug zurückgelegt hat, ist unbekannt.

10 Millionen Mark für Schulbauten in Hamburg.

Die Hamburger Bürgerschaft beschloß die Errichtung von insgesamt sechs Schulneubauten. Die Ausführung erfolgt mit Stahlbetonbau. Die Gesamtkosten belaufen sich auf 10,5 Millionen Mark.

Die Moral der Millionäre.

In New York hat sich ein Theaterklub gebildet, der nur die oberen „Hundert“, wie Rockefeller, Morgan und Vanderbilt zu seinen Mitgliedern zählt. Der Klub stellt eine Art oberste Zensurbehörde für die New-Yorker Theater dar. Durch eigene Kritiker werden die zurzeit am Broadway aufgeführten Stücke auf ihre Moral geprüft. Der Klub gibt täglich an seine Mitglieder gedruckte Berichte heraus. Ein Vorkauf durch diese Millionärvereinigung hat selbstverständlich den völligen Mißerfolg des Stückes zur Folge, da es zum guten Ton gehört, sich dem Geschmack der oberen „Hundert“ anzupassen.

Wie der Gewehrlich seine Beute erschießt.

In den Gewässern des nördlichen Queensland (Australien) gibt es einen Fisch, der die bemerkenswerte Kraft besitzt, seine Beute zu „erschließen“. Der „Gewehrlich“, wie man ihn nennt, schwimmt im Wasser leise ein paar Zentimeter unter der Oberfläche und wartet darauf, daß sich Fliegen oder andere Insekten auf die umhertreibenden Blätter und Zweige setzen. Sobald er dies bemerkt, schießt er auf sein Opfer einen Wasserstrahl ab, der es in die Strömung wirft, wo es von dem glücklichen Schützen ergriffen wird.

In England

besteht noch heute ein Gesetz, nach dem unter gewissen Umständen ein Ehemann seine Frau verkaufen kann. Als im Jahre 1925 in London ein derartiger Prozeß verhandelt wurde, grub der Verteidiger des Angeklagten diesen aus dem Mittelalter stammenden Paragraphen aus und erzielte damit einen Freispruch für seinen Klienten.

Die fleißige Beichterin.

Ein biederer Pfarrer einer kleinen Gemeinde des Böhmerwalds kam mittags in den Gasthof essen, erzählte dies und das und so auch, daß heute sogar als erste Beichterin eine Frau mit Ehebrot gekommen sei. Wehr darf er natürlich nicht sagen. Der Wirt jedoch schwanzelte, seine Frau wäre sicherer Tod nicht möglich. Raum gefogt springt die junge Wirtin zur Tür herein, begrüßt die Gäste, dann den Herrn Pfarrer und prüft mit ihrer Emsigkeit und sagt: „Guten, Herr Pfarrer, heut war ich fleißig, weil ich die erste bei der heiligen Beichte war.“ Der Pfarrer, total verwirrt, staunert, er könne sich gar nicht bestimmen, wer die erste Beichterin gewesen sei. Die Wirtin aber in Unkenntnis der Gewitter, die sich schon auf der Stirn des Gatten zusammenballen, beharrt eigenartig darauf, die erste gewesen zu sein. Nun mußte der Mann genug. Der Pfarrer beschwichtigte zwar, aber der Mann ließ sich nicht halten und es gab eine furchtbare Tracht Prügel als fühlbare Ruhe . . .

